Rebecca

oder

Die Jüdin von Moskau.

Roman in zwei Theilen

von

Fr. Robert Renner,

Verfasser der Romane: „Das Blumenmädchen" und „Waldröschen".

Erster Theil.

Zwickau, 1853.

Verlag von Gebr. Thost.

Erster Theil.

I.

Aus den erleuchteten Fenstern im Pallaste des Grafen Duferon tönte rauschende Musik. Die haute volée von Paris war zu einem glänzenden Ball geladen und schwebte nach den bezaubernden Melodieen Strauß- und Lanner-scher Walzer über das glatte Parquet der reich geschmückten Säle; denn das Orchester bestand aus deutschen Musikern.

Endlich schwieg die Musik, die Tänzer begleiteten die Damen auf die Plätze, eine lebhafte Conversation begann überall, die Diener des Hauses durchkreuzten die Säle, um den vom Tanz Erschöpften Erfrischungen aller Art anzubieten; ein Theil der Gesellschaft durchschritt die Corridore, ein anderer bildete Gruppen, sich von Tagesneuigkeiten unterhaltend, wobei auch mitunter eine Pariser chronique scandaleuse erwähnt wurde, obgleich auch Damen an der Unterhaltung Theil nahmen, doch der Franzose

schwebt mit der Leichtigkest seiner Sprache über indecente Gegenstände, ohne dadurch den Damen ein Errötjen zu verursachen.

Vorzüglich lebhaft unterhielt sich die Gesellschaft in einer Nische des Saales, in welcher eine Dame den Vorsitz zu führen schien; es war die Frau vom Hause, noch schön zu nennen, da die Kunst die Reize der entschwundenen Jugend ersetzt hatte.

Von allen Seiten ward ihr gehuldigt, aber nicht nur aus Galanterie oder französischer Artigkeit, sondern in Wahrheit, denn sie empfing die Huldigungen nicht unverdient, da die Soiréen im Hause des Grafen durch die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit seiner Gemahlin zu den angenehmsten Unterhaltungen der vergnügungssüchtigen Hauptstadt Frankreichs gezählt werden durften. Nicht allein, daß in diesem Cirkel wirklicher Frohsinn herrschte, die Gräfin Duferon wußte auch ihre Gäste durch geistreiche Gespräche über alle Gegenstände zu unterhalten.

Sobald die Gräfin an einem Gespräch Theil nahm, wurde es interessant durch die geistreichen Bemerkungen und Bonmots derselben, daher kam es aber auch, daß die Soiréen des Grafen Duferon am zahlreichsten besucht wurden. Die Gesellschaft, welche sich in diesem Augenblick um die Gräfin versammelt hatte, bestand fast nur aus jungen Männern, welche sich aber gewöhnlich ent-

fernten, sobald die Ballmusik ertönte, später kehrten sie zur Gräfin zurück, um die Unterhaltung fortzusetzen.

Als die Musik von Neuem ertönte, eilte die Umgebung der Gräfin zum Tanz, nur ein junger, schöner Mann blieb zurück.

„Und Sie, lieber Graf, ein leidenschaftlicher Tänzer, ein Verehrer meines Geschlechts, Sie können es über sich gewinnen, heute nicht zu tanzen?"

Ein leichter Kopfschmerz verhindert mich, an dem anstrengenden Vergnügen des Tanzes Theil zu nehmen. Wenn Ihre Unterhaltung mich nicht angezogen, wäre ich wahrscheinlich gar nicht erschienen und hätte mich entschuldigen lassen."

„Dann darf ich mir das Verdienst anrechnen, Sie in unserm Cirkel zu sehen? Sie machen mich beinahe stolz durch dies Zugeständniß, doch Wahrheit ist bei den Männern von Complimenten schwer zu unterscheiden."

„Diesmal wird Ihnen leicht werden, den Unterschied zu finden, denn noch habe ich an dem Vergnügen, welches Sie wieder mit so vielem Geschmack Paris bereitet haben, nicht Theil genommen und werde es auch schwerlich wagen dürfen, da dies leichte Unwohlsein noch nicht verschwinden will. Sie sehen also, daß mich heute nur Ihre Unterhaltung angezogen, leider werde ich auch dies Vergnügen mir entziehen müssen, da ich mich bald ent-

fernen werde, wenn Sie, liebenswürdigste der Frauen, mir die Erlaubniß ertheilen."

„Ei, ei, mein Lieber, Sie haben mir da ein großes Opfer gebracht, ich werde es nie vergessen, aber unter solchen Umständen bitte ich sogar, die äußerste Vorsicht anzuwenden, und obgleich Ihre längere Gegenwart mir sehr angenehm sein würde, bestehe ich fest darauf, daß Sie so bald als möglich nach Hause eilen. Haben Sie schon Ihren Diener benachrichtigen lassen?"

„Um Aufsehen und Störung zu vermeiden, werde ich mich ohne Abschied von der Gesellschaft entfernen und zu Fuße nach meiner nahe gelegenen Wohnung gehen."

„Dann soll sogleich unsere Equipage vorfahren, Sie sind nicht wohl, die Kälte könnte Ihnen nachtheilig sein."

„Wenn ich bitten darf, Frau Gräfin, so entlassen Sie mich im Stillen, ich möchte nicht gern die heitere Gesellschaft stören, und eine Störung würde das Vorfahren eines Wagens verursachen. Ich bin vorbereitet auf einen frühern Heimgang, deswegen unterließ ich auch, meine Dienerschaft von meiner Rückkehr zu unterrichten. Ich hoffe sogar durch die frische Luft Besserung meines Zustandes."

„Nun, wenn Sie durchaus nicht anders wollen, so muß ich mich fügen, doch bitte ich nochmals, wenden Sie alle Vorsicht an."

„Ich werde nicht ermangeln, Ihrem Rathe zu folgen. Doch jetzt erlauben Sie, daß ich mich entferne, der Augenblick scheint mir geeignet, mein Fortgehen nicht bemerkbar zu machen.“

Gräfin Duferon entließ den jungen, schönen Mann, denn sie hielt das angebliche Unwohlsein des Grafen für bedeutender, als er es ihr gestand und unter wenig bemerkbaren Verbeugungen und einigen Worten des Abschiedes ging der junge Mann einem der verschiedenen Ausgänge zu und verschwand aus der Gesellschaft, wie er glaubte, unbemerkt.

Wer war der junge Mann? — Sein Name Dumont gehörte einem alten Geschlechte, das neben seinem guten Adel ungeheures Vermögen besaß; sein einziger Erbe, Robert Dumont, war der letzte Sproß der Familie. Die Verwaltung des großen Reichthums überließ er seinem alten Onkel in so unumschränkter Weise, daß ohne dessen Vollmacht Robert größere Summen beim Banquier nicht erheben konnte. So galt denn der Onkel für den Besitzer des Reichthums, und Robert ließ die Welt bei dieser Meinung aus Gründen, die wir bald hören werden.

Robert Dumont war, wie schon erwähnt, ein junger, schöner Mann von etwa 24 Jahren. In Bezug auf männliche Schönheit, Kraft und Würde von der

Natur mit mehr als gewöhnlicher Freigebigkeit ausgestattet, hielt man ihn oft für jünger, noch öfter aber für älter, denn sein Benehmen war das eines Mannes in der höchsten Bedeutung. Sein Gesicht, mehr gebräunt, als man von dem Sprößling einer altadeligen Familie erwarten konnte, trug in den regelmäßigsten Zügen den Stempel des höchsten Seelenadels, seine schwarzen Augen schienen Feuer zu sprühen, wenn sein Blut in Wallung kam, dagegen erglänzten sie sanft und wohlthuend, wenn er ruhig in das bewegte Leben blickte. Ein nicht zu großer schwarzer Bart bedeckte die rothe frische Oberlippe und ließ das blendende Weiß der Zähne nur noch besser hervortreten, sein Haupthaar floß in ungekünstelten Locken auf die starken Schultern herab, und schien der Rahmen zu sein, welcher dies Bild umgab.

Sein Körper entsprach ganz dem Ebenmaß des männlich schönen Gesichtes, obgleich sein Bau nicht zart zu nennen war. Hoch und stark, bewegte sich Robert mit Leichtigkeit und natürlicher Grazie; kein Wunder also, daß er gern in Damencirkeln gesehen wurde, doch war es noch keiner der Pariser Schönen gelungen, den jungen Grafen Dumont zu fesseln.

Robert glaubte, den Saal unbemerkt verlassen zu haben, in welcher Annahme er sich jedoch stark getäuscht, denn er war von seinem Eintritt an fortwährend scharf

beobachtet worden, ohne daß er oder eine andere Person es bemerkt hätte.

Wer war der unverdrossene Beobachter Roberts? — Ein Mann im vorgerückten Alter, ein Mann aus guter Familie, Graf Maurice, welcher, ein mehr einträgliches als ehrenvolles Amt bekleidend, im Auftrage des Polizeipräsidiums die Controle über die jungen Leute führte, da in der letzten Zeit vielfache geheime Verbindungen und Gesellschaften entdeckt und aufgehoben worden waren, an denen auch junge Leute aus den höchsten Ständen Theil genommen hatten. Aus diesem Grunde war die Polizei äußerst thätig und hatte in allen Gesellschaften Leute, welche das Amt eines Berichterstatters übernommen, eine Bestallung, welche diese so geheim als möglich hielten, denn ein solcher Berichterstatter des Polizeipräsidiums ward in der gewöhnlichen Sprache ein Spion genannt und hätte schwerlich in höhern Cirkeln Eingang gefunden.

Graf Maurice bekleidete also auch ein solches Aemtchen, ohne daß Jemand aus der Gesellschaft es ahnte; daß er besonders aufmerksam auf Roberts Schritte war, lag weniger in muthmaßlichen Verdachtsgründen, als in persönlicher Abneigung der Beiden. Maurice war ein erklärter Feind Roberts, wie er der seines Vaters gewesen war. Robert kannte noch nicht Maurice's edle

Beschäftigung, weswegen er diesem nicht Vorsicht genug entgegensetzte und dadurch das Geschäft erleichterte.

Als nämlich Robert im Gespräch mit der Frau vom Hause begriffen, standen in der nächsten Fensternische zwei Herren, welche sich ebenfalls eifrig zu unterhalten schienen, in Wahrheit aber Roberts Gespräch belauschten, es war Maurice und ein von ihm eingeführter Unbekannter. Sie konnten nichts Verdächtiges entnehmen, waren aber zufrieden, Roberts heimlichen Weggang erfahren zu haben. Maurice nahm daher den Unbekannten tiefer in die Fensternische und sagte zu ihm: „Sie kennen also den Grafen Robert Dumont jetzt, Ihre Aufgabe ist, demselben unbemerkt zu folgen. Im Falle Sie etwas Verdächtiges bemerken, dürfen Sie sich jeder Maßregel bedienen, die zum Zwecke einer Verhaftung am passendsten scheint."

„Ich werde mich Ihres Vertrauens würdig zeigen und mit Vorsicht und Energie verfahren." Der Unbekannte wollte sich eilig entfernen.

„Nennen Sie diese Eile Vorsicht?" fragte Maurice. Ruhe ist bei solchen Unternehmen die größte Vorsicht, daher empfehle ich Ihnen vor allen Dingen mehr kaltes Blut."

„Wenn aber Graf Dumont mir im Dunkel der Nacht verschwindet?"

„Graf Dumont ist durch meine Maßregeln so lange im Hause des Grafen Duferon aufgehalten, bis Sie sich zeigen, Sie brauchen daher nicht zu eilen. Sollte Graf Dumont nach seiner Wohnung sich verfügen, so lassen Sie sich dadurch nicht täuschen, sondern beobachten Sie die Eingänge des Gebäudes. Jetzt gehen Sie und lassen Sie Ihre Absicht Niemand bemerken. Morgen früh erwarte ich Ihren Rapport. Vorsicht und Ruhe.“

Der Unbekannte entfernte sich durch einen der Ausgänge. Als er nach der Garderobe ging, um seinen Mantel zu holen, stand Graf Dumont noch im Gespräch begriffen mit einem jungen Manne; der Unbekannte erhielt seinen Mantel und ging denselben Weg zurück, in diesem Augenblick trennten sich Graf Dumont und der andere junge Mann. Als der Unbekannte an diesem vorbeiging, flüsterte dieser ihm zu: „Graf Dumont muß etwas beabsichtigen, denn er hat mir nicht zugestanden, warum er die Gesellschaft des Grafen Duferon schon verlassen will. Lassen Sie ihn nicht entwischen, Sie können am Ende eine gute Entdeckung machen.“

Aus dieser Zuflüsterung läßt sich entnehmen, daß auch der junge Mann, welcher mit dem Grafen gesprochen, zur Clique des Grafen Maurice gehörte, und daß das Spionirsystem in Frankreich zu manchen Zeiten gut angelegt sein mußte, denn ein Rad der

Staatsmaschine griff in das andere, um Alles den gegenwärtigen Augenblicken gemäß zu verarbeiten, und es gab in dieser Zeit, nämlich in den letzten Jahren unter Ludwig Philipps Regierung, volle Arbeit für ein derartiges, gut angelegtes System. Fort und fort wurden geheime Gesellschaften, Verbindungen und Complots entdeckt, trotzdem traten aber täglich neue Gesellschaften zusammen, ganz Frankreich schien eine verschworene Gesellschaft zu sein; daß durch eine immerwährende feindselige Stellung von Volk und Regierung endlich eine Katastrophe herbeigeführt werden mußte, war ohne diplomatischen Scharfblick vorauszusehen. Ludwig Philipp schien mit aller Anstrengung das zerstörte Staatsgebäude nicht mehr zusammenhalten zu können, die fortwährende Gährung war der Vorbote eines baldigen Ueberschäumens.

Robert kam aus der Garderobe, in seinen Mantel tief eingehüllt, zurück, verließ das Haus des Grafen Duferon, einen andern Weg als den nach seiner Wohnung einschlagend. Eine andere vermummte Gestalt folgte ihm in einiger Entfernung, es war der vom Grafen Maurice auf Robert aufmerksam gemachte Unbekannte. Wenn Robert sich umgewandt, hätte er doch nichts Arges vermuthet, denn das Folgen des Unbekannten schien keinen Zweck zu haben, und daß derselbe

ihn schon aus dem Hôtel des Grafen Duferon verfolgte, hatte Robert nicht bemerkt.

Nachdem dieser mehre Straßen und Gäßchen durchschritten, schien er am Ziele seiner Wanderung angekommen zu sein, denn in einem kleinen Gäßchen verschwand er in ein hohes Haus, dessen Haupteingang allerdings in der nahe iiegenden Hauptstraße war, zu dessen Hintergebäude man aber von diesem Gäßchen aus durch einen besondern Eingang gelangte, welcher merkwürdig genug diese Nacht nicht verschlossen war. Robert öffnete die Thür und ging durch die dunkle Hausflur über einen kleinen Platz, welcher im Sommer wol mehr die Stelle eines Gartens vertreten sollte, denn es befanden sich mehre Büsche an den Seiten des Weges, welchen Robert mit ziemlich sichern Schritten verfolgte.

Kaum war der junge Graf in den angeblichen Garten gelangt, als die Thür nochmals geöffnet wurde, vorsichtig schlich sich eine dunkle Gestalt durch die Hausflur in den Garten, Robert hatte den Nachkommenden nicht bemerkt und war in das Mittelgebäude durch die nach dreimaligem eigenthümlichen Klopfen geöffnete Thür eingetreten.

Der zweite in den Garten Eintretende schien durchaus keine Localkenntniß zu haben, denn er gerieth in das Buschwerk; trotzdem die Stellung in den stachlichen

Zweigen nicht die angenehmste sein konnte, verhielt er sich dennoch sehr ruhig, da in diesem Augenblick die Thür des Hintergebäudes wieder geöffnet ward.

Eine männliche Person schritt fest an dem im Buschwerk Versteckten vorbei, jedoch ohne denselben zu bemerken, an der Thür des Mittelgebäudes klopfte dieselbe wie Robert dreimal, worauf diese geöffnet ward.

Jetzt wußte der Unbekannte genug, er eilte vorsichtig aus dem Garten durch die Hausflur auf die Straße und verschwand bald in der nächsten Hauptstraße.

Daß hier ein Geheimniß zu Grunde lag, ist leicht aus dem geheimnißvollen Klopfen zu entnehmen, doch welcher Art es sei, konnte man nicht bestimmen; am ehesten ließ sich vermuthen, daß Hazardspieler hier ihr Wesen trieben, doch Graf Dumont besuchte diesen Ort, und eine solche Leidenschaft durfte man bei ihm nicht suchen.

Wir sind überhaupt noch eine kurze Abhandlung über Graf Dumonts geistige Richtung schuldig. Robert besaß neben seinen körperlichen Vorzügen auch einen hellen Verstand, einen offenen Charakter, eine gute Bildung. Er sprach mehre Sprachen mit ziemlicher Geläufigkeit, verstand selbst deutsche Klassiker in der Ursprache zu lesen, ja selbst in slawischen Sprachen war er nicht ganz fremd, da er mit polnischen und russischen Flüchtlingen,

welche Frankreich zum Asyl gewählt, in stetem Verkehr stand und durch diese auch mit jener Sprache und Literatur vertraut wurde.

Durch den Verkehr mit Flüchtlingen aller Länder, in welchen er nur Märtyrer der politischen Freiheit erblickte, ward er, selbst Demokrat, natürlich mit Frankreichs bedeutendsten socialen und demokratischen Schriftstellern bekannt. Er schwärmte für die Verwirklichung der socialen Gleichheit, und in der Republik sah er das Ideal, die allgemeinen Menschenrechte zur Geltung zu bringen. Aber eine Republik nach seiner Ansicht war nur in der Theorie ausführbar, denn die ideale Republik, welcher schon große Männer aller Nationen ihr Denken, Wirken, selbst ihr Leben opferten, wird ewig an der Praxis scheitern.

Auch Robert gehörte zu Denen, welche eine allgemeine Glückseligkeit der Menschen für möglich hielten, auch er hätte mit Freuden sein Eigenthum, sein Blut, sein Leben für die Verwirklichung dieser Idee hingegeben, — doch die Vollkommenheit scheint nicht Eigenthumsrecht dieser Erde zu sein, dennoch sind aber diejenigen Männer, welche an der Vervollkommnung unserer socialen Einrichtungen mit Eifer arbeiten, schon unserer Achtung werth, obschon mancher durch ideale Ansichten auf Irrwege gerathen ist.

Daß aber jede geheime Verbindung etwas beabsichtigt, was nicht immer mit den Gesetzen und Institutionen eines Landes, einer Regierung harmonirt, bedarf wol keiner Erörterung, denn die Heimlichkeit der Zusammenkünfte spricht schon dafür, und daß daher auch jede Regierung auf derartige Gesellschaften ein wachsames Auge hat und haben muß, ist gewiß einleuchtend. In den letzten Jahren der Regierung Ludwig Philipps nahmen diese geheimen Gesellschaften eine so bedrohliche Stellung ein, daß man das Spionirsystem nicht geradezu verwerfen konnte.

Daß sich aber Leute aus allen Ständen fanden, welche sich zu diesem Handwerk bereitwillig erklärten, beweist Graf Maurice. Noch genoß er die Achtung seiner Freunde, denn man kannte seine Bestallung beim Polizeipräsidium nicht, doch lange blieb eine solche Anstellung nicht Geheimniß, und dann war Verachtung das Loos dieser Leute; man darf es ein verdientes nennen, denn jeder, welcher uns Freundschaft heuchelt, um sich unsere Freundschaft zu versichern und dann hingeht, uns zu verrathen, ist gleich Judas Ischariot der ewigen Verachtung werth.

Nach dieser Unterbrechung kommen wir wieder zurück auf unsere Erzählung. Daß nach dem bereits Gesagten wol Niemand in der Gesellschaft, welche Robert in dieser Nacht besuchte, einen Spielclubb suchen wird,

dürfen wir gewiß annehmen, da die freundlichen Leser in Robert einen Mann von tiefen moralischen Grundsätzen zu finden hoffen. Diese geheime Gesellschaft brauchte das Licht der Welt wegen unmoralischer Handlungen nicht zu scheuen, aber da sie im Widerspruch mit der bestehenden Regierung stand, mußte sie sich der Regierung zu verbergen suchen. Leider konnte sie dies nicht länger, denn die heutige Versammlung sollte ihre letzte sein.

II.

Die Gesellschaft, welcher auch Robert angehörte, hatte sich diese Nacht versammelt, um über den weitern Zweck ihrer Existenz zu berathen; bis jetzt hatte sie allerdings noch nicht viel Ursache gehabt, die Regierung zu fürchten, da ihr eigentlicher Zweck nur Unterstützung hilfsbedürftiger politischer Flüchtlinge sein sollte, und eine Gesellschaft zu solchem Unternehmen zu bilden, war in Frankreich noch nicht verboten. Doch schon in mehren Versammlungen war man weiter gegangen, man hielt Abhandlungen über Menschenrechte, man machte Vorschläge zur Verbesserung der socialen Verhältnisse, man

trat in Correspondenz mit schon bestehenden politischen Vereinen, man führte ein Protokoll der Verhandlungen, mit einem Wort, die Gesellschaft war eine regierungsfeindliche geworden.

Bedeutende Schriftsteller hatten sich zur Mitgliedschaft gemeldet, die Versammlung bestand aus guten Elementen, tüchtige Socialisten sprachen ihre Grundsätze aus, Robert befand sich ganz wohl in dieser Gesellschaft und war dennoch die Ursache, daß dieselbe im Entstehen schon ihre Endschaft erreichte.

Eben wurde von einem der Wortführer über den weitern Zweck der Gesellschaft gesprochen, als ein Tumult die Aufmerksamkeit der Gesellschaft vom Redner ablenkte. Nur einen Augenblick war man über die Ursache desselben im Zweifel, denn bald ertönte der bedeutungsschwere Ruf: „Die Polizei ist eingedrungen. Lichter aus. Rettet die Bücher.“

Diesen Anforderungen ward genügt, die Lichter verlöscht, aber die Bücher waren noch nicht alle in Sicherheit. Auch Robert, einer der Ruhigsten, stand mehre Augenblicke unschlüssig, doch bald hatte er einen Plan gefaßt. Er eilte auf den Tisch zu, worauf die Bücher der Gesellschaft lagen, und tastete im Finstern darauf umher, fand aber nur ein Buch, jedoch das wichtigste, denn es enthielt die Namen der Mitglieder.

Jetzt galt es, zu entkommen. — Ueberall Polizei, welche bereits sich Lichter zu verschaffen gewußt; auf gewöhnlichem Wege zu entkommen, war unmöglich, und obgleich Robert seiner Kraft vertrauen durfte, so war die Uebermacht zu groß, er hätte unterliegen müssen und dann — dann war seine Stellung eine höchst gefährliche.

Die Nacht war finster, er blickte durch ein Seitenfenster des Saales, konnte aber nicht ermessen, wie hoch der Sprung sei, den er wagen wollte, um der Polizei zu entfliehen. Er fühlte mit den Händen an der Wand vor dem Fenster, ob nicht ein Anhaltepunkt sich ihm darböte, — glücklicher Zufall, eine Rinne ging in unmittelbarer Nähe des Fensters am Hause hinunter.

Schnell entschlossen warf er seinen Mantel hinab, nachdem er das Verzeichniß der Mitglieder in eine Tasche desselben gesteckt hatte, und gleitete dann vorsichtig an der Rinne hinunter; seine Kraft kam ihm hierbei sehr zu Statten, denn er erreichte den Boden ohne Unfall. Jetzt war er zwar aus dem Saale, befand sich aber nun dafür in einem fremden Hofraume, aus welchem er ohne Beistand eines Bewohners des Hauses nicht entkommen konnte. Wohin sollte er sich aber um Mitternacht wenden?

Um jedoch durch Rathlosigkeit seine Lage nicht zu verschlimmern und sich selbst zu verrathen, verbarg er

sich in dem Hofe dieses Hauses hinter mehre Fässer, seine Vorsicht war zu loben, denn kaum hatte er sich versteckt, als die Polizei mit mehren Lichtern aus den Fenstern des Saales in den Hof leuchtete, doch nirgend entdeckte sie etwas Verdächtiges, und auf die Dachrinne nicht achtend, hielt sie für unmöglich, daß sich Jemand durch diese Fenster retirirt haben könnte.

Robert hatte die weisen Bemerkungen der Polizeimannschaften gehört und vernahm auch, wie die Fenster des Saales verschlossen wurden, dennoch hielt er sich nicht sicher in seinem Versteck. Vorsichtig kroch er wieder hinter den Fässern hervor, doch was sollte er nun beginnen? Noch überlegte er, was zu thun sei, als ihm der Zufall behülflich war. Der Lärm hatte auch einige Bewohner dieses Hauses geweckt, diese sahen jetzt aus den Fenstern, um zu vernehmen, wodurch der Tumult entstanden. Ein Dienstmädchen trieb die Neugier sogar hinunter ins Haus, mit einem Licht versehen, stand sie in der Hausflur und war schon im Begriff das Haus zu öffnen. Geschah dies, so war Robert ein Opfer der Polizei, denn dann hätte dieselbe sicher den Hof durchsucht und ihn gefunden; seine Sicherheit verlangte, daß er sich dem Mädchen anvertraute.

Um das Mädchen nicht zu erschrecken, räusperte er sich und begann dann vorbereitend: „Bst! bst! Liebes

Kind, erschrecken Sie nicht, um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht durch Geschrei. Die Polizei verfolgt mich, sie wird mich auch in diesem Hause suchen. Wenn Sie mich retten können, so retten Sie mich, sei es durch Verstecken oder durch einen Ausweg, wenn dies Haus noch einen Ausgang haben sollte. Seien Sie versichert, Sie retten keinen Verbrecher!"

Das Mädchen erschrak allerdings ein wenig, als sie einen ihr ganz fremden, jungen Mann aus dem verschlossenen Hofraum treten sah, doch das stolze Benehmen, welches dem Bittenden selbst in dieser Situation eigen blieb, dann der gute Eindruck, den der junge, schöne und kräftige Mann auf das Mädchen machte, bewogen diese, die Rettung des jungen Mannes zu versuchen. „Sie haben mich allerdings ein wenig erschreckt, denn ich vermuthete um diese Zeit keinen Mann in diesem Hofe. Ihr Erscheinen spricht aber zu Ihren Gunsten, ich will Ihre Rettung wagen. — Einen zweiten Ausgang hat dieses Haus nicht, daher muß ich Sie verstecken, ich glaube, im Keller werden Sie am sichersten aufgehoben sein. Warten Sie einen Augenblick, ich werde die Schlüssel zum Keller holen."

Während das Mädchen noch einmal hinauf eilte, schlich Robert sich leise durch die Hausflur nach der Thür des Hauses und lauschte. Noch immer war die Polizei

beschäftigt, im Nebenhause zu untersuchen, ob noch Gefangene zu machen seien, er hörte ganz deutlich die Gespräche der Mannschaften, welche sich darauf bezogen. Jetzt hörte er auch seinen Namen, aufmerksam lauschte er, um das zu vernehmen, was man über ihn beschloß.

Eine Stimme fragte: „Also Graf Dumont ist nicht gesehen worden?"

„Nein, wir haben ihn nicht gesehen, entwischt ist uns auch Niemand, sechs Personen kamen aus dem Hause, diese sind verhaftet."

„Man soll Alles genau durchsuchen, auch die Nebenhäuser sind zu durchsuchen, aber ohne Aufsehen, denn es müssen mehr Personen vorhanden gewesen sein."

„Die Untersuchung im Hause des Gesellschaftslocales ist noch nicht beendet, sobald dies geschehen, wollen wir Haussuchung in den nächsten Häusern halten."

Die Unterhaltung wurde jetzt vorsichtiger geführt, denn Graf Dumont hörte nichts mehr im Zusammenhange; mehrmals noch wurde sein Name genannt, es schien also, als legte man besonderes Gewicht auf seine Person. Er erging sich in Vermuthungen, weswegen man sich ganz besonders seiner Person versichern wollte, doch fand er keinen hinreichenden Grund dafür. Berührte ihn das belauschte Gespräch eines Theils unangenehm, so durfte er sich auf der andern Seite doch der

frohen Hoffnung hingeben, daß die Mehrzahl seiner Gesinnungsgenossen, seiner Leidensgefährten entkommen war, denn sechs Personen hatte man nur verhaftet, und die Gesellschaft bestand an diesem Abend aus mehr als zwanzig Personen. Wie war es aber diesen möglich geworden, zu entfliehen? Alle Thüren und Ausgänge waren besetzt, Niemand konnte aus dem Hause, ohne der Polizei in die Hände zu fallen.

Noch erging er sich in Möglichkeiten über die Flucht der Uebrigen, als das Mädchen wieder erschien und ihn aus seinen Betrachtungen riß.

„Kommen Sie, mein Herr, wir haben keine Zeit zu verlieren, ich muß auf Befehl meines Herrn das Haus öffnen, erst will ich aber Sie verstecken.“ Das Mädchen schloß leise den Keller auf, welcher seinen Eingang in der Hausflur hatte, gab Robert einen brennenden Wachsstock in die Hand, überreichte ihm auch einen Schlüssel und fügte hinzu: „Jetzt gehen Sie nur hinunter, ich werde den Keller wieder verschließen. Rechts finden Sie eine Abtheilung, die Thür dazu öffnet dieser Schlüssel, dort können Sie sich verbergen, schließen Sie aber wieder zu und löschen Sie auch das Licht aus; ich werde die obere Kellerthür verschließen und dann die Hausthür der Polizei öffnen, man soll Sie gewiß nicht finden. Aber nun schnell.“ Sie schob den Grafen in

den Keller, Robert dankte ihr durch einen Händedruck, sie riß sich los und verschloß die Thür.

Es war die höchste Zeit, schon ertönten Schläge an die Thür, die Polizeimannschaften begehrten Einlaß. Das Mädchen öffnete und die Polizei trat ein.

Der die Haussuchung leitende Beamte, ein junger Mann im Ballkostum, worüber er einen Mantel geworfen, fragte sogleich das Mädchen: „Haben Sie vielleicht etwas Verdächtiges in diesem Hause bemerkt, als Sie kamen, uns zu öffnen? — Geräusch, leises Gehen, Knarren einer Thüre, Knistern des Sandes von Fußtritten oder etwas Aehnliches?"

Höchst unbefangen antwortete das Mädchen: „Ja, als mein Herr mir befahl zu öffnen, hörte ich schon auf der Treppe verworrene Stimmen, als ich in die Hausflur trat, sogar Klopfen an der Thür."

„An welcher!"

„An der Hausthür. Ich öffnete dieselbe und Sie traten ein. — Sonst habe ich nichts Verdächtiges bemerkt."

„Auch im Hofe haben Sie nichts gehört oder gesehen?"

„Ich bin noch nicht im Hofe gewesen, ich lag bereits im Bett, als mein Herr mir klingelte."

„So laßt uns sogleich den Hofraum durchsuchen,"

wendete sich jetzt der junge Mann an seine Leute, „einige von euch mögen hier warten.“

Der junge Mann im Ballkostum voran, eilten jetzt mehre von der Polizeimannschaft in den Hofraum, Alles wurde durchsucht, auch das Versteck, welches sich Robert erst erwählt hatte, doch die Untersuchung führte zu keinem Ziele. Der junge Mann kehrte mit seinen Leuten zurück, ohne eine Entdeckung gemacht zu haben; in der Hausflur angekommen, bemerkte er die Kellerthür, er versuchte dieselbe zu öffnen, sie war verschlossen.

„Wollen Sie uns gefälligst diese Thür öffnen?“ wandte er sich höflich an das Mädchen.

„Ja wol, mit Vergnügen. Ich werde sogleich den Schlüssel holen.“ Das Mädchen wollte fort, um angeblich den Schlüssel zu holen, den sie bei sich führte.

„Zwei Mann zur Begleitung!“ rief der junge Mann.

Sogleich traten zwei Mann hervor, und das arme Mädchen wurde von diesen hinauf begleitet, um den Schlüssel zu holen, den sie bei sich führte. Einen Augenblick kam sie dadurch in Verlegenheit, doch während des Hinaufgehens hatte sie sich eine List erdacht, ihre Begleiter zu täuschen. Als sie nämlich in der Küche angelangt waren, griff das Mädchen schnell nach mehren an der Wand hängenden Schlüsseln und hatte dieselben in der Hand, in welcher sie auch schon den Keller-

schlüssel verborgen hielt. Sie suchte zum Schein in den Schlüsseln umher und gab dann dem einen ihrer Begleiter den Kellerschlüssel. Ihre List war gelungen, man hatte nicht bemerkt, daß sie den Schlüssel schon vorher in der Hand hielt.

Nun begaben sich alle Drei wieder hinunter, und obgleich der Keller verschlossen war, wurde dennoch Alles genau durchsucht, jede vorhandene Thür zu öffnen versucht, umsonst, Alles war verschlossen, keine Spur eines verdächtigen Zufalls.

Robert hatte sich so postirt, daß er Alles sehen konnte, ohne daß er Gefahr lief, bemerkt zu werden. Jetzt sah er auch das Gesicht des jungen Mannes, welcher die Haussuchung zu leiten schien. Da wurde es ihm klar, warum man besonders auf ihn fahndete. Der junge Mann war derselbe, welcher in dieser Nacht auf dem Balle im Hause des Grafen Duferon mit ihm zugegen gewesen, Robert hatte ihn stets in unmittelbarer Nähe des Grafen Maurice gesehen; Graf Maurice war einer von den Edelleuten, welche nichts als ihren Namen haben, dennoch machte er in letzter Zeit ein sehr anständiges Haus, jetzt wußte Robert Alles, Maurice stand im Solde der Polizei. —

Jetzt wurde ihm auch klar, warum seiner Person so viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde, Maurice und Ro=

berts verstorbener Vater hatten sich in der letzten Zeit feindselig gegenüber gestanden, Maurice trug den Haß gegen den Vater auf den Sohn über.

Dennoch war die gemachte Entdeckung für Robert und dessen Partei von großem Nutzen; Maurice hatte bis jetzt sein Geheimniß, seine Anstellung der Welt verborgen, doch nun war es mit dem Geheimniß zu Ende, noch im Laufe des Tages erfuhren alle Gesinnungsgenossen Roberts die feindliche Stellung, welche Maurice ihnen gegenüber einnahm, aber nicht nur regierungsfeindliche Parteien zählte dieser nun zu seinen erklärten Feinden, die wenigen Freunde, welche er besaß, zogen sich bei Bekanntwerdung seiner Stellung unbedingt von ihm zurück, denn obgleich die Aristokraten die Nothwendigkeit der Spione der Regierung einsahen, so verachteten sie dennoch Diejenigen, welche sich dazu hergaben, und mieden deren Umgang.

Tiefe Dunkelheit und Stille umgab Robert in seinem Versteck, nichts störte ihn in seinen Betrachtungen, er konnte ruhig überlegen, was er nun beginnen sollte. Daß sein Bleiben in Frankreich ihm für längere Zeit verleidet war, wurde ihm klar, denn er kannte seinen Feind; er hielt es also für das Beste, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen, wenn man ihm dazu Zeit ließ, dennoch mußte dies mit Vorsicht geschehen, da eine Reise,

welche einer Flucht ähnlich sah, ihn nur verderben konnte.

Er würde noch länger mit sich zu Rathe gegangen sein, hätte nicht ein Oeffnen der obern Kellerthür ihn in seinen Betrachtungen gestört. Leisen Schrittes, aber dennoch sicher, nahte sich Jemand seinem Versteck; Robert blieb ruhig, er wagte kaum zu athmen. Die ankommende Person blieb vor der Thür seines Versteckes stehen und sprach dann leise: „Kommen Sie hervor, mein Herr, die Gefahr ist für den Augenblick vorüber, die Polizei ist weggegangen, ohne Wachen zurückzulassen, aber ich fürchte, daß schon im nächsten Augenblicke sich Patrouillen einfinden werden.“

Robert erkannte an der Stimme das Mädchen, welches seine Retterin geworden war, er kletterte vorsichtig in der Dunkelheit aus seinem Versteck und schloß von innen die einfache Lattenthür seines Verschlags auf. „Sie sind mein Engel, Sie haben mich vor Schmach und Schande, vielleicht vor langwieriger Kerkerhaft bewahrt, in die mich böser Wille und Rachsucht gestürzt hätten. Wie soll ich Ihnen danken?“

„Sprechen wir jetzt nicht davon,“ entgegnete das Mädchen, während sie ihm den Schlüssel aus der Hand nahm und die Thür verschloß, „denken wir nur auf Ihre vollkommene Rettung. Ich glaube wenn Sie sich rechts

wenden, sobald Sie die Straße erreicht haben, dürften Sie ohne Gefahr entkommen, die Polizei ist links abgegangen. In der nächsten Straße sind Sie geborgen, denn dort kann Ihnen Niemand beweisen, woher Sie kommen."

Unterdessen waren Beide in der Hausflur angelangt, das Mädchen schloß vorsichtig die Hausthür auf und forschte mit scharfem Auge, ob die Passage sicher sei; nirgends erblickte sie etwas Verdächtiges.

„Noch ist Alles ruhig, eilen Sie, jetzt können Sie noch entkommen, aber schnell, ohne Zaudern."

Robert drückte des Mädchens Hand. „Diesen menschenfreundlichen, mit Aufopferung verbundenen Dienst, den ich nur von der Freundschaft einer bekannten Person erwarten konnte, werde ich Ihnen nie vergessen, Sie sollen bald von mir hören, mein liebes Kind, aber noch eine Bitte, Ihren Namen."

„Dieser thut nichts zur Sache, ich bitte, eilen Sie, retten Sie sich, so lange es noch Zeit ist."

„Bestes Mädchen, ich bin Ihnen Dank schuldig, ich werde ewig Ihr Schuldner bleiben müssen, aber ich bitte um Ihren Namen, vielleicht kann ich später mich Ihnen dankbar beweisen." Er nahm des Mädchens Hand und drückte dieselbe an seine Lippen, und obgleich die Hand

nicht sammetartig sich anfühlte, so hatte Robert dennoch nie einen innigern Händekuß gegeben.

„Mein Name ist Georgette Brun, doch nun eilen Sie." Mit diesen Worten schob sie ihn zur Thür hinaus und schloß ab.

Einige Augenblicke später und Robert wäre der Polizei in die Hände gefallen, denn noch hatte er nicht das Ende der Straße erreicht, als sich am andern Ende derselben eine ziemlich starke Patrouille zeigte, welcher jedenfalls die Bewachung der durchsuchten Häuser und der ganzen Straße anvertraut war. Robert beschleunigte seine Schritte, in der nächsten Hauptstraße bog er in ein Seitengäßchen und eilte durch dasselbe nach einem verrufenen Kaffeehause, welches in der Regel die ganze Nacht geöffnet blieb.

Bald erreichte er dasselbe, fand es offen und trat in dasselbe ein.

Seine Absicht war nicht übel berechnet, hier suchte ihn gewiß Niemand; wäre er direct nach seiner Wohnung gegangen, so mußte er der Polizei in die Hände fallen und hätte sich nicht ausweisen können, wo er die Zeit über gewesen, seitdem er das Hôtel des Grafen Duferon verlassen; er zog daher vor, den Schein der Unmoralität auf sich zu laden, um am Morgen vor dem

Polizeipräsidium sich ausweisen zu können, wo er die Nacht verbracht habe.

III.

Es war noch ziemlich lebhaft in dem Café, als Graf Dumont eintrat, Niemand achtete auf ihn, er ließ sich etwas bringen, mischte sich unter die Gäste und errang sich endlich ganz unbemerkt ein Plätzchen in einer Ecke, wo er ganz ruhig sitzen blieb, um Jedem den Glauben beizubringen, er habe schon lange dagesessen.

Nicht lange nach der Ankunft des Grafen Dumont trat ein junger Mann ein, dessen Haltung und Kleidung auf den ersten Blick verrieth, daß er den höhern Ständen angehörte; aber die eingefallenen Wangen, die fahle Gesichtsfarbe, das matte Auge, welches nur dann und wann unheimlich glänzte, sprachen ziemlich laut für die Behauptung, daß er ein Wüstling sei.

Ungeachtet dieses Café nicht zu den anständigsten gehörte, so schien der Angekommene doch ein sehr häufiger Besucher desselben zu sein, denn die Mehrzahl der Anwesenden begrüßte ihn als einen Bekannten. Ehe sich

der junge Mann setzte, überblickte er die Anwesenden und bemerkte auch Robert in seiner Ecke; sogleich ging er auf diesen zu und redete ihn an:

„Ei, ei, trifft man Sie auch einmal in einem Café, wo eben keine Moral gepredigt wird? Das muß ich gestehen, Herr Graf, Sie hier zu treffen, habe ich nicht vermuthet. Wie es scheint, amusiren Sie sich schon längere Zeit hier. Ihr trauliches Plätzchen spricht für diese Ansicht."

„Allerdings sitze ich schon eine kurze Zeit hier, ich wollte mich aber eben entfernen."

„Nicht doch, jetzt müssen Sie noch ein Weilchen mir Gesellschaft leisten, wir kommen so nur durch Zufall in Berührung mit einander. Freilich sind unsere Ansichten auch etwas verschieden, aber nur über Moral, im Uebrigen sind wir einer Ansicht. Ich genieße das Leben, ich suche die Annehmlichkeiten desselben auf, Sie gehen daran vorüber, ich pflücke die Blumen wo sie blühen, sei es in der Natur, sei es im Treibhause. Sie sind Moralist und Philosoph. Doch still davon, Champagner!"

Fast in demselben Augenblicke stand dieser auf dem Tische, vor welchem die Beiden saßen. Der Garçon löste mit großer Geschicklichkeit die Pfropfen und mit einem starken Knall wichen dieselben der Gewalt der mit Draht gefesselten jetzt aber Alles in Aufruhr bringenden Luft.

Der Garçon füllte schnell die Gläser, der junge Mann ergriff sein Glas und sprach zu Robert gewendet: „Der glücklichen Zukunft Frankreichs.“

„Der glücklichen Zukunft der Menschheit!“ setzte Robert hinzu.

„Das muß man Ihnen lassen, immer noch der die ganze Welt mit gleicher Liebe umfassende Schwärmer. Lassen Sie erst Frankreich glücklich werden, die Glückseligkeit der andern Staaten und Welttheile kommt dann von selbst.“

Die beiden jungen Männer würden noch länger ihre kosmopolitischen Betrachtungen fortgesetzt haben, wenn nicht zwei eintretende junge Leute durch eine Neuigkeit die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich gezogen hätten.

„Die Polizei muß wieder einen Fang gethan haben,“ begann der Eine, „man brachte soeben sechs junge Leute gefangen ein. Wahrscheinlich wieder eine Aufhebung einer geheimen Gesellschaft.“

„Wie es schien, war die Polizei nicht mit ihrem Fang zufrieden,“ ergänzte der Andere, „denn wir hörten im Vorbeigehen von unerklärlicher Flucht.“

„Wenn eine Aufhebung stattgefunden, so ist sie jedenfalls schlecht gelungen, denn ich habe nicht bemerkt, daß einer der Mannschaften Bücher oder Papiere in Ver-

wahrung gehabt hätte; ohne solche werden sich aber die Gefangenen nicht überführen lassen. Die Polizei scheint jetzt tüchtig zu thun zu haben, aller Augenblicke giebt es Haussuchungen, Aufhebungen geheimer Gesellschaften, Verhaftungen, man weiß wirklich nicht, was man davon denken soll."

Der junge Mann, welcher mit Robert gesprochen, fiel dem Sprecher in die Rede: „Von derartigen Dingen muß man überhaupt nicht zu laut denken, junger Freund, am Besten, wenn man gar nicht denkt, es ist ein gefährliches Geschäft das Denken."

Graf Dumont hörte dies Gespräch mit großer Spannung an, doch eine genaue Schilderung konnten die Eingetretenen nicht geben, da diese die Verhafteten nur nach der Polizei bringen gesehen, aber selbst nichts weiteres darüber vernommen hatten. Graf Dumont mußte sich also mit dem Gehörten begnügen, und obgleich er gern erfahren hätte, ob unter den Verhafteten ein Bekannter gewesen, so unterließ er dennoch aus Vorsicht, darnach zu fragen.

Nachdem Robert und der andere junge Mann auch die zweite Flasche Champagner geleert hatten, mahnte ersterer zum Aufbruch, der andere war bereit dazu und bot sich Robert zur Begleitung an, was dieser auch an-

nahm. Daß er dies Anerbieten nicht ausschlug, war eine Vorsichtsmaßregel, deren Nutzen er nicht geahnt.

Beide gingen also nach Roberts Wohnung, sie erreichten dieselbe im lebhaften Gespräch begriffen, ohne daß Ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei; schon wollte sich Robert von seinem Begleiter trennen und in das Haus, welches eben geöffnet wurde, eintreten, als eine im Mantel eingehüllte Gestalt, begleitet von einigen Polizeimannschaften, auf die Beiden losschritt und im Examinatortone an Beide die Frage stellte: „Wer sind Sie, meine Herren?"

Robert, statt zu antworten, fragte etwas pikirt: „Was berechtigt Sie zu dieser Frage? Wer sind Sie denn?"

Der Eingehüllte winkte den Mannschaften, diese kamen näher. „Diese, meine Begleitung, wird sie davon benachrichtigen."

Roberts Begleiter fiel hier rasch ein: „In solcher Begleitung habe ich schon verschiedene Gesellschaft getroffen, ohne mich deswegen nach ihrer Bekanntschaft zu sehnen."

„Dann wird Sie dieses Zeichen von meinem Rechte, Sie zu fragen, überzeugen." Bei diesen Worten schlug er den Mantel aus einander und hielt Beiden ein Zeichen hin, welches die geheime Polizei stets zur Legitimation bei sich führen mußte.

„Selbst aus diesem Zeichen kenne ich Ihre Sendung nicht und muß bitten, mich nicht länger vor meinem Hôtel zu belästigen. Mein Name ist Graf Dumont. Wenn ich aber bitten darf, so nennen Sie mir den Ihrigen."

„Mein Name thut nichts zur Sache, ich bin Polizeicontroleur und beauftragt, mich Ihrer Person zu versichern."

„Weswegen? wenn ich fragen darf."

„Diese Frage brauche ich Ihnen nicht zu beantworten."

„Und ich brauche Ihrer Aufforderung nicht Folge zu leisten. Haben Sie einen Verhaftsbefehl auf meine Person lautend?"

„Nein!"

„Dann wissen Sie mich am Tage zu finden, nach Mitternacht holt man wohl Diebe und andere Verbrecher, aber keinen Grafen Dumont."

„Wer ist Ihr Begleiter?"

„Fragen Sie ihn selbst."

„Mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?" wandte er sich an diesen.

„Graf Dubois."

„Darf ich fragen, wo die Herren diese Nacht sich aufgehalten haben?"

„Nein!" antwortete kurz und malitiös der Begleiter Roberts.

„Dann werden Sie mir folgen."

„Nein, und wiederum Nein, das werden wir nicht, und wenn Sie uns nicht augenblicklich verlassen, so werden die Grafen Dumont und Dubois die Hülfe der Einwohner von Paris gegen Uebergriffe der Polizei in Anspruch nehmen." Dies sprach Graf Dubois mit solcher Heftigkeit, daß einzelne Nachtschwärmer sich um diese Gruppe sammelten, da man des Grafen Worte in der Stille der Nacht über die große breite Straße bis ans Ende derselben hören konnte.

Der Polizeicontroleur zog es vor, sich zu entfernen, denn ohne Aufsehen wäre diese Verhaftung nicht abgelaufen, und Maurice's Befehl ging dahin, Aufsehen zu vermeiden.

Ehe sich jedoch derselbe entfernte, sah ihm Robert noch einmal scharf in's Gesicht und sagte dann mit Hohn im Ausdruck: „Ich glaube, mein Herr, wir haben uns diese Nacht schon im Hôtel des Grafen Duferon gesehen, dort hätten Sie mich arretiren sollen, denn Sie schienen daselbst höhere Polizeibeamte zur Seite zu haben. Wenn ich nicht irre, sah ich Sie stets in unmittelbarer Nähe des Herrn Grafen Maurice, eines Feindes meines seligen Vaters; — doch das gehört nicht hierher. Ich wünsche Ihnen gute Nacht und hoffe Sie morgen am Tage bei mir zu sehen."

Daß Robert den Polizeicontroleur erkannt hatte, schien diesem sehr unangenehm, denn er entfernte sich eilig, ohne das Geringste zu erwidern.

Nachdem der Polizeicontroleur und seine Mannschaften sich entfernt hatten, nahm Graf Dubois das Wort: „Sagen Sie mir doch, was hat dies zu bedeuten? Noch nie hat mich die Polizei mit einer solchen an Ungebührlichkeit grenzenden Strenge behandelt, das erste Mal, daß mir so etwas begegnet ist, und Sie verzeihen meine Offenheit, ich darf mit Bestimmtheit annehmen, nur in Ihrem Beisein. Sollten Sie selbst die Ursache dieser Strenge sein?"

„Allerdings! wie ich schon erwähnte, ist Graf Maurice der Urheber dieser Unannehmlichkeiten, denn ich sah diesen jungen Mann, der uns verhaften wollte, in dem Hôtel des Grafen Duferon stets in der Umgebung des Grafen Maurice; dieser steht im Solde des Polizeipräsidiums, und da derselbe meinem Vater feindlich gegenüber gestanden, so trägt er seinen Haß auf mich über, ungeachtet ich ihn nie beleidigt habe."

„Ohne Grund kann Sie aber Maurice doch nicht verfolgen, entweder hat er Auftrag, auf Sie zu achten oder Sie haben ihm Anlaß gegeben."

„Mein lieber Graf, um die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen, bedarf es nur eines unschuldigen

Umstandes, welcher aber in den Augen derselben zum Verbrechen wird. Sie selbst kennen meine Anhänglichkeit an mehre hier lebende politische Flüchtlinge; dieser Umstand wird die Ursache sein, daß man mich einer besondern Aufmerksamkeit würdigt."

„So müssen Sie morgen dem Präsidium Anzeige von dieser Ungebührlichkeit machen, auch ich werde meine Klage daselbst anbringen, man soll mich nicht ungestraft auf offener Straße examiniren."

„Ich werde ebenfalls eine Beschwerde einreichen, Sie sind mein Zeuge, ja sogar mein Leidensgefährte in dieser Nacht gewesen. Doch nun wollen wir uns trennen, Ihre Begleitung war mir sehr angenehm, denn ohne dieselbe hätte ich doch am Ende in unangenehme Händel verwickelt werden können. Meinen Dank für Ihre Gesellschaft und gute Nacht."

Robert schritt in sein Hôtel, wo schon der Diener auf ihn wartete, und Graf Dubois schlenderte nach herzlichem Abschied zwecklos weiter durch die Straßen von Paris. Er war zu sehr aufgeregt, um schon jetzt nach Hause zu gehen, obgleich es längst nach Mitternacht war. Endlich nachdem er noch ein gutes Stück der berühmten Seinestadt durchwandert hatte, schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein und gelangte bald an derselben an; die Aufregung war der Erschöpfung

gewichen, er sehnte sich nach Ruhe. Nicht lange befand er sich in seiner Wohnung, als er seine Lagerstatt aufsuchte und bald dem freundlichen Gotte Morpheus in die Arme sank.

Nicht so verhielt es sich mit Robert, denn dieser unterhielt sich mit seinem Diener, welcher ihm erzählte, daß seit der Mitternachtsstunde fortwährend Polizei das Haus umschwärmt habe, weswegen er auch nicht zu Bett gegangen sei, er habe aus diesen Maßregeln auf nichts Gutes geschlossen und deswegen sogar die übrige Dienerschaft munter erhalten. Er fügte voll Zorn noch hinzu: „Als wir Sie kommen sahen, eilten wir sogleich hinunter, um Ihnen gegen die Polizei beizustehen, denn daß der Anschlag Ihnen gelten sollte, war mir klar, da in dieser Umgebung kein Gesindel haust, und ich dachte mir: Gewiß hat dein Herr wieder einem armen Teufel durchgeholfen. — Das ist Alles recht schön, Herr Graf, aber man wird Sie einmal selbst für Andere festnehmen, denn die Polizei ist jetzt außerordentlich thätig."

„Aengstige Dich nicht um mich, man wird nicht so leicht den Grafen Dumont ohne Beweise bestrafen, und noch sind keine Beweise ungesetzlicher Handlungen vorhanden."

„Sie erlauben, Herr Graf, Ihr steter Umgang mit politischen Flüchtlingen aus aller Herren Länder, Ihre

Correspondenz mit Schriftstellern, welche regierungsfeindliche Ansichten überall aussprechen und zur Unzufriedenheit des bedeutend murrenden Volkes beitragen, sind Beweise genug, selbst gegen einen Grafen Dumont mit mehr als gesetzlicher Strenge zu verfahren. Die ungewöhnlichen Maßregeln der Polizei diese Nacht gegen ihre Person scheinen mir nicht durch Zufall herbeigeführt, sondern bedeutende Verdachtsgründe müssen vorhanden sein, daß man gegen Sie, gegen den Grafen Dumont, um Mitternacht Streifzüge unternimmt."

„Ich will Dir etwas mittheilen, was Dich beruhigen wird. Wegen eines kleinen Unwohlseins verließ ich den Ball beim Grafen Duferon früher, machte eine kleine Promenade, worauf es mir besser ward. Ich gehe in ein Kaffeehaus, um etwas zu genießen, bald darauf tritt Graf Dubois ein; wir sprechen noch manches, da wird uns die Nachricht gebracht, daß man in dieser Nacht eine geheime Gesellschaft aufgehoben; bald darauf gehen wir fort, als wir hier ankommen, werden wir, wie Du gesehen, angehalten, und der Controleur oder Anführer der Polizei war der beständige Begleiter des Grafen Maurice; auf dem Balle habe ich Beide in eifriger Unterredung gesehen. Maurice ist von der Polizei besoldet, Maurice, meines Vaters Feind, ist auch mein Feind geworden. Jetzt wird Dir Alles klar werden."

„Wenn dem so ist, dann freilich kann ich mir manches erklären, dennoch aber müssen Sie zum Verdacht Anlaß gegeben haben, ohne Verdachtsgründe darf die Polizei nicht gewaltsam gegen einen Grafen Dumont auftreten.“

„Du hast Recht, ich glaube jetzt etwas gefunden zu haben, was einigermaßen diese Maßregeln entschuldigen dürfte. Das Café, welches ich besuchte, steht in keinem guten Renomée, vielleicht dürfte dies ein Verdachtsgrund sein.“

„Es wäre möglich,“ war des Dieners Antwort, er entfernte sich und Robert entschlief bald.

IV.

Am nächsten Morgen erhielt Graf Dumont eine Einladung, diesmal jedoch nicht zu einem Ball, sondern vom Polizeipräsidium, und zwar so dringend, daß er sich nicht einmal Zeit nehmen konnte, seinen Onkel davon in Kenntniß zu setzen, denn der Ueberbringer dieser Einladung war angewiesen, den Herrn Grafen Dumont zu begleiten.

Robert kleidete sich mit Hülfe seines Dieners schnell an, gab demselben die Anweisung, gegen Niemand von diesem Vorfall zu sprechen und ging dann mit seinem Begleiter nach dem Polizeipräsidium.

Dort angelangt, ließ man ihn nicht lange warten.

„Sind Sie Herr Robert Dumont?"

„So ist mein Name."

„Können Sie mir einen unumstößlichen Ausweis geben, wo Sie die vergangene Nacht verbracht haben?"

„Allerdings!"

„Dann bitte ich darum."

„Gestern Abend besuchte ich den Ball des Grafen Duferon, entfernte mich aber eines Unwohlseins wegen vor Beendigung des Balls."

„Um wie viel Uhr konnte das sein?"

„Das weiß ich nicht, denn Zeit und Stunde kümmern mich selten."

„Von da begaben Sie sich nach Hause?"

„Nein! ich schlenderte durch die wenig belebten Straßen, um mich zu erholen, die Luft that mir wohl; endlich trat ich in ein Café ein, ich glaube es war das **Café restaurant**, und nahm etwas Erwärmendes zu mir, bald darauf kam Graf Dubois. Mein Unwohlsein war verschwunden; da wir uns lange nicht gesehen, so tranken wir noch ein Paar Flaschen Champagner und

vom Grafen Dubois begleitet, begab ich mich dann nach meinem Hôtel. Wir sprachen von gleichgültigen Dingen; als wir vor meinem Hôtel angelangt waren und eben noch ein wenig fortplaudern wollten, fragte uns ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit wenig Bescheidenheit nach unserm Namen. — Wir hielten uns nicht verpflichtet, dieses Mannes Frage zu beantworten, doch er bewies uns, daß er ein Polizeibeamteter sei, wir nannten ihm unsere Namen. Doch damit nicht zufrieden, stellte er ein förmliches Verhör mit uns an; daß wir uns natürlich einer solchen Behandlung nicht unterzogen, werden sie wohl gerechtfertigt finden. Wäre ich nicht so früh hierher bestellt worden, so hätten Sie mich im Laufe dieses Tages ohne Einladung zu sehen bekommen, denn die Anmaßung des jungen Mannes hätte ich nicht so ruhig hingenommen; ein Verfahren gegen ruhige Spaziergänger, wie wir es erduldet haben, verdient eine Rüge."

„Wenn Ihre Angabe eine richtige gewesen, so wird jener Beamtete einer Zurechtweisung nicht entgehen, doch liegen Verdachtsgründe vor, welche uns zu einer genauern Untersuchung Ihrer Aussage zwingen."

Der mit dieser Untersuchung betraute Beamtete klingelte, ein Diener trat ein und entfernte sich nach kurzem, heimlichen Gespräch mit dem Beamteten; bald darauf

öffnete sich die Thür und sechs junge Leute wurden eingeführt.

Der Beamtete nahm das Wort: „Herr Graf Dumont, kennen Sie diese Herren?"

„Nein, ich entsinne mich nicht, dieselben gesehen zu haben."

„Auch nicht in der vergangenen Nacht?"

„Nein!"

Jetzt wandte sich der Untersuchungsbeamtete an die Verhafteten: „Wer von Ihnen, meine Herren, hat in der vergangenen Nacht diesen Herrn gesehen?" Hier deutete er auf den Grafen Dumont.

Keiner der Verhafteten gab ein Zeichen des Erkennens.

„Als Sie, meine Herren, die vergangene Nacht verhaftet wurden, war die Gesellschaft, deren Mitglieder Sie sind, eine zahlreichere, dies können Sie nicht leugnen. Aus einem Buche, welches von unsern Leuten in Ihrem Versammlungslocal gefunden wurde, geht hervor, daß Ihre Verbindung eine ziemlich starke ist; Leugnen verschlimmert Ihre Lage, darum gestehen Sie die Wahrheit. Haben Sie den Herrn Grafen Dumont in jener Verbindung gesehen?

„Nein!" ertönte es laut von den sechs Verhafteten.

Der Beamtete nahm jetzt ein uneingebundenes, ziemlich defectes Buch und las aus demselben ungefähr funf-

zehn Namen, worunter auch den des Grafen Dumont; dann wandte er sich wieder zu den Verhafteten: „Sie sehen, meine Herren, daß diese Namensliste auch Ihre Namen richtig anführt, warum noch länger eine bewiesene Thatsache leugnen. Auch Ihr Name, Herr Graf, befindet sich auf der Liste, auch Sie stehen als Mitglied der Verbindung eingetragen.“

„Mein Name befindet sich allerdings auf dieser Liste, doch dieses ist noch kein Beweis dafür, daß ich ein Mitglied einer Gesellschaft sein soll, deren Existenz Sie mir erst in diesem Augenblicke mittheilen. Könnte dieser Name nicht ein fingirter sein?“

„Allerdings! doch die Namen dieser sechs Herren sind richtig angegeben, es läßt sich also mit Gewißheit annehmen, daß diese Liste genau angefertigt ist. Nach dieser besteht die Verbindung, deren Mitglieder Sie meine Herren sind, aus mehr als funfzig Personen, und obgleich die übrigen Namen ausgestrichen, sind wir dennoch im Stande, durch chemische Mittel die Schrift aufzufrischen und lesbar zu machen. Ein freiwilliges Geständniß erleichtert Ihre Lage und vermindert Ihre Strafe, Leugnen ist unnütz, denn Sie, meine Herren, sind der Theilnahme an jener Verbindung überwiesen. Was Sie betrifft, Herr Graf, so sind allerdings keine unumstößlichen Beweise für Ihre Theilnahme vorhanden, den=

noch sind die Verdachtsgründe gegen Sie von der Art, daß wir Ihnen aufgeben müssen, sich zu jeder Zeit auf Aufforderung vor dem Gericht zu stellen. Auch dürfen Sie während dieser Zeit Frankreich nicht verlassen, indem Sie dadurch die Verdachtsgründe zur Gewißheit erheben würden und das Gericht gegen Sie, als der Theilhaftigkeit überwiesen, verfahren müßte."

„Welche Verdachtsgründe liegen denn außer diesem Buche noch vor, wenn ich fragen darf. Dieser Verdacht ist doch wol nicht hinreichend, ein solches Verfahren gemich zu rechtfertigen?"

„Im nächsten Verhöre bin ich vielleicht im Stande, Ihnen etwas Genaueres mitzutheilen und Sie der Theilhaftigkeit zu überzeugen oder Sie freizusprechen, bis dahin sind Sie entlassen."

Der Graf entfernte sich, er sah ein, daß sich hier nichts anderes thun ließ, als die Sache ruhig abzuwarten, es lagen wol Verdachtsgründe gegen ihn vor, doch die Beweise fehlten noch, er hoffte das Beste.

In Gedanken versunken, schlenderte er zwecklos in den Straßen umher, da blieb er plötzlich vor einem Juwelenladen stehen, er sah sich die kunstvoll gearbeiteten Sachen an, endlich schien er das gefunden zu haben, was er suchte, er trat ein.

„Was kostet das ausgelegte Collier im Schaufenster?"

Der Juwelier nahm dasselbe aus dem Fenster, und nach der Auszeichnung sehend, antwortete er dem Grafen: „250 Francs!“

„Haben Sie einen dazu passenden Ohrenschmuck?“

„Ich kann Ihnen mehre präsentiren.“ Der Juwelier zog einen Kasten auf, welcher nichts als Ohrenringe und Ohrenbehänge enthielt. „Wollen Sie gefälligst wählen?“

Der Graf nahm, nachdem er die Gegenstände einige Augenblicke gemustert, ein Paar recht hübscher Ohrenringe heraus. „Der Preis dafür?“

„70 Francs!“

„250 und 70 Francs sind 320 Francs, hier ist meine Adresse; er überreichte bei diesen Worten dem Juwelier seine Karte, auf welche er vorher noch das Datum des gestrigen Tages schrieb. „Sobald Sie die Worte, welche ich Ihnen aufgeschrieben, haben graviren lassen, senden Sie mir die Gegenstände, hier sind 320 Francs, das Graviren ist wol mit eingerechnet.“

„Gut, Herr Graf, morgen sollen Sie die Gegenstände nach Wunsch erhalten.“

Unter Verbeugungen geleitete der Juwelier den Grafen bis zur Thür.

Jetzt begab sich Robert nach dem Hôtel, um seinen jedenfalls um ihn sehr besorgten Onkel aufzuklären.

Der Onkel Roberts war ein Mann hoch in den

funfziger Jahren, aber noch rüstig und gesund. Obgleich sein Haar bedeutend zu bleichen anfing, so bemerkte man bei dem jovialen und noch lebenslustigen Greise das Alter nicht, denn wenn er inmitten der jungen Leute, Bekannte seines Neffen, saß, stimmte er stets den tollen Streichen der Jugend bei; nur ein Umstand war es, der ihm manchmal Sorgen verursachte, dies war seines Neffen politische Richtung. Mißbilligte er auch nicht stets des Neffen Ansichten, denn er war frei von den Vorurtheilen des französischen Adels, so hätte er dennoch lieber gesehen, dieser hätte sich der Politik fern gehalten, denn dann hätte er nicht stets in Angst und Sorgen um den ihm anvertrauten Zögling leben müssen.

Um jedoch das Wort Zögling nicht mißzudeuten, wird die Bemerkung nothwendig, daß der Onkel seinen Neffen nicht als solchen betrachtete, sondern demselben überall freie Hand ließ. Graf Dumont war Wittwer, seine Ehe, obschon glücklich, war nicht durch Nachkommen gesegnet, daher hatte Robert sogar nach des Onkels Ableben eine bedeutende Erbschaft zu erwarten, doch hatte er nicht nöthig, sehnsüchtig das selige Ende des Onkels herbeizuwünschen, da er bereits durch das Ableben seines Vaters Herr eines bedeutenden Vermögens war.

Dennoch trat er diese Erbschaft nicht an, sondern überließ Alles seinem Onkel; daß er so handelte, hatte

seine guten Gründe, denn, ein Anhänger politischer Freiheit, war es leicht möglich, daß er einmal sein Vaterland verlassen mußte; wenn dies geschah, so hatte die Regierung das Recht, sich an das Vermögen Roberts zu halten, dieser Möglichkeit beugte er durch diese Maßregel vor; ob dieselbe eine gute genannt werden darf, wird bald klar werden.

Robert trat in sein Hôtel und begab sich sogleich zu seinem Onkel; dieser wartete mit Sehnsucht des Neffen, denn er war von dessen frühem Ausgang unterrichtet, trotz Roberts Verbot.

„Guten Morgen, Onkel, Sie haben heute lange auf mich warten müssen," war seine Anrede, „ein nothwendiger Gang trieb mich schon so früh aus dem Hause."

„Richtig, dieser Ausdruck ist für solche Gänge am passendsten, — „austreiben", ein schönes Wort und dennoch richtig."

„Wie meinen Sie das, lieber Onkel, ich verstehe Sie nicht."

„Ja wol, verstelle Dich nur noch, Deine politische Schwärmerei wird Dich noch aus Frankreich treiben, sie wird Dein Unglück werden."

„Lieber Onkel, Sie wissen also —"

„Ich weiß Alles, ich sah die Person, welche die Ein-

ladung zu diesem nothwendigen Gange brachte, und das Uebrige konnte ich mir schon dazu denken."

„Sie haben sich aber wahrscheinlich wieder das Schlimmste gedacht, — es ist nicht gefährlich, man hat mich im Verdacht, an einem aufgelösten politischen Verein Theil genommen zu haben."

„Und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, der Verdacht wird sich bestätigt finden."

„Aufrichtig gesagt, Onkel, so trifft mich der Verdacht nicht mit Unrecht, aber ich fürchte dennoch nichts, alle Beweise fehlen, alle Bücher der Gesellschaft sind bereits vernichtet. Ein einziges Buch ist in den Händen der Polizei, es enthält aber nur wenig lesbare Namen; leider ist unter diesen der meinige. Auch sind einige Personen, Mitglieder der Verbindung, verhaftet, doch diese verrathen nichts und kennen mich auch nicht einmal, es sind neue Mitglieder. Das einzige Fatale bei dieser Geschichte ist, daß jenes Buch im Besitz der Polizei ist; die Namen sind zwar bis auf einige ausgestrichen, aber wie mir der Untersuchungsrichter bemerkte, wolle man auf chemischem Wege versuchen, die übrigen Namen lesbar zu machen; sollte dies gelingen, so dürften freilich manche Personen unangenehm überrascht werden, doch ich zweifle an dem Gelingen dieses Versuches."

„Ich zweifle nicht daran, ist dem Polizeipräsidium

viel an der Entdeckung gelegen, so wird es sicher Alles aufbieten, um hinter das Geheimniß zu kommen."

„Nun, wir wollen es abwarten; sollte meine Lage gefährlich werden, so habe ich mich auf alle Fälle vorgesehen. Paß, Empfehlungen, Geld stehen mir zur Disposition, diese drei Gegenstände sind hinreichend, eine Reise ins Ausland zu machen."

„Wenn aber Dein Name bereits unter die verdächtigen gehört, so muß man auch erst aus Frankreich hinaus sein, um eine Reise im Auslande zu bewerkstelligen."

„Lieber Onkel, gibt es denn nur den Namen Dumont? Sind nicht noch Millionen andere Namen vorhanden? Ist der Name Dumont anstößig, so setzt man einen unschuldigeren an dessen Stelle, z. B. Blanche, das Bild der Unschuld selbst."

„Das ist Alles recht schön, besser wäre es aber, wenn Du nicht zu solchen Hülfsmitteln schreiten müßtest, der Name Dumont ist ein klangvoller Name."

„Allerdings, bester Onkel, doch dürfte mir eben dieser volle Klang auf einer Forçereise etwas hinderlich in den Weg treten; seien Sie jedoch ganz außer Sorgen, der Name Dumont soll dennoch seinen guten und vollen Klang behalten, Graf Robert Dumont wird seine Ehre zu bewahren wissen."

„Daran habe ich nie gezweifelt, aber über Deinen

politischen Freiheitsschwindel wirst Du noch Deine persönliche Freiheit einbüßen."

„So schlimm ist es noch nicht, lieber Onkel, doch damit Sie nicht mehr in Angst und Sorge meinetwegen schweben, mache ich Sie zu meinem Vertrauten, d. h. ich werde Ihnen jeden Tag melden, wie meine Actien stehen."

„Nun, so gebe Gott, daß Du mir bald gute Nachricht bringst, ich muß Dir gestehen, Dein letztes Abenteuer erfüllt mich mit Bangen, denn das Polizeipräsidium muß einen starken Verdacht gegen Dich haben, daß es so rücksichtslos gegen einen Grafen Dumont verfährt."

„Darüber kann ich Ihnen eine beruhigende Aufklärung geben. Ich will mir zwar selbst nicht verhehlen, daß eine Gefahr für mich vorhanden sein kann, doch wenn Sie erfahren, daß Graf Maurice im Solde der Polizei steht und mich als seinen Feind dem Polizeipräsidium ganz besonders verdächtigt hat, so werden Sie finden, daß mein Verbrechen nicht so groß ist, als es scheint."

„Aber auch finden, daß Du um so mehr auf Deiner Hut sein mußt, als Maurice der Mann ist, welcher kein Mittel scheut, seinen Feind zu verderben. — Doch ist mir diese Entdeckung äußerst angenehm, dadurch werden wir den Herrn in unsern Gesellschaften los, ich

werde dafür sorgen, daß sein Avançement in Paris bekannt wird.“

„Das ist bereits geschehen. Gestern war es noch Geheimniß, heute weiß Paris, daß Graf Maurice geheimer Agent der Polizei ist, unsere Agenten sind ebenso thätig, als die der Polizei.“

„Du kennst also Deinen Feind, sei vorsichtig, er ist der Mann, der Dich verderben kann.“

„Ich weiß es und werde alle Vorsicht anwenden, meine allerdings etwas kritische Lage nicht noch zu verschlimmern, und Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, feindlichen Absichten zu begegnen. Ich beurlaube mich jetzt, damit ich von meiner Partei erfahre, wie unser Spiel steht, denn noch habe ich seit der vergangenen Nacht nichts über unsere Niederlage erfahren, auf jeden Fall wird man mich erwarten. Also auf Wiedersehen.“

„Noch einmal Vorsicht, Du hast es mit einem gefährlichen Feind zu thun. Adieu!“

Robert entfernte sich und eilte im Sturmschritt nach dem Café, wo seine Gesinnungsgenossen sich stets versammelten, von denen er sehnsüchtig erwartet wurde.

Kaum eingetreten, bestürmten die Anwesenden Robert mit Fragen, er erzählte seine Abenteuer, seine Flucht, sein Begegnen des Polizeicontroleurs, sein Verhör; als

er geendet, fragte er seine Freunde: „Wie ist es Euch aber möglich geworden, zu entfliehen, überall Polizei, sogar Haussuchungen und dennoch nur sechs Personen verhaftet, wie ist das möglich?“

Einer der Anwesenden erwiderte: „Auf Ueberfälle der Polizei sind wir stets vorbereitet gewesen, dieser kam uns jedoch zu schnell, er war verteufelt klug ausgeführt; hätten wir nur zwei Minuten Zeit gehabt, so durfte kein Einziger in die Hände der Polizei fallen, doch wir hatten kaum Zeit, die versteckte Tapetenthür zu öffnen, um durch dieselbe zu entkommen, ich weiß nicht einmal, ob dieselbe wieder verschlossen worden ist. Wenn nur die Bücher gerettet worden sind, dann sind auch wir gerettet.“

„Das einzige Buch, aber das Hauptbuch, das Mitgliederverzeichniß und die Statuten enthaltend, habe ich gerettet; die Polizei hat ein sehr unvollständiges Tagebuch erwischt, in welchem die meisten Namen ausgestrichen sind, doch wird die Polizei versuchen, auf chemischem Wege die ausgestrichenen Namen lesbar zu machen; sollte das gelingen, so sind wir noch nicht außer Gefahr, Vorsicht ist überhaupt sehr zu empfehlen, denn wir haben einen argen Feind: Graf Maurice steht im Solde der Polizei.“

„Graf Maurice?“ ertönte es aus aller Munde.

Kaum wagte man weiter zu fragen, denn von dieser Seite befürchtete man jetzt keinen Verrath.

„Ja, Graf Maurice, er hat unsere gestrige Niederlage bewirkt.“

Es traten noch mehre Gäste in's Café; die Verbündeten zogen sich daher in ein kleines Stübchen zurück, um ungestört über Sicherheitsmaßregeln zu berathen; erst gegen Abend gingen sie auseinander.

Den Abend verbrachte Robert wie gewöhnlich in einer geschlossenen Gesellschaft, in welcher auch sein Onkel Mitglied war. Maurice, ebenfalls Mitglied dieser Gesellschaft, erschien daselbst jeden Abend mit größter Pünktlichkeit: denn in dieser Gesellschaft, welche zwar der Politik so fern als möglich blieb, ward dennoch mitunter etwas gesprochen, was dem Grafen Maurice von Wichtigkeit schien und auch öfters von Wichtigkeit war. Am liebsten unterhielt er sich mit Robert; dieser war noch zu wenig mißtrauisch, als daß er in Maurice einen Verräther hätte suchen sollen, doch jetzt war er davon überzeugt.

Nicht lange nach Roberts Eintritt erschien auch Maurice, nicht ahnend, daß sein Geheimniß verrathen sei; er setzte sich zu Robert und ein Gespräch wurde angeknüpft. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte Maurice es auf Politik zu leiten, doch Robert war diesmal

gegen den Verräther gewappnet. Graf Dumont, Robert's Onkel, hatte seinen Sitz nicht weit von seinem Neffen genommen und bereits die Gesellschaft auf Maurice's heimliche Beschäftigung aufmerksam gemacht. Er fand keinen Glauben; wie konnte ein Graf Maurice sich zu solchem Geschäft hergeben.

Maurice und Robert unterhielten sich lebhaft über Politik, endlich arbeitete Maurice langsam dahin, etwas über die zersprengte Gesellschaft, deren Mitglied Robert war, zu erfahren. „Wissen Sie schon, Herr Graf, man hat vergangene Nacht eine geheime Verbindung entdeckt und aufgehoben.“

Robert entgegnete ziemlich laut, daß die Gesellschaft darauf aufmerksam werden sollte: „Ich habe davon gehört, man sagt, durch den Verrath eines Mannes aus guter Familie sei der Polizei die Aufhebung möglich geworden.“

„Das wäre ja entsetzlich, sollte ein Mann aus unserm Stande sich zu solchem Geschäft gebrauchen lassen? Man wäre ja dann nirgends mehr sicher.“

„Allerdings! Dennoch hat aber so ein Geschäft einen goldnen Boden, und wenn man es im Stillen betreiben kann, so kennt Niemand den Angeber.“

„Das ist schon richtig, aber in welcher Gesellschaft findet ein solcher Mann Aufnahme?“

„Wenn man ihn kennt, in keiner, treibt er aber sein Geschäft incognito, in jeder."

„Also durch Verrath eines Mannes aus guter Familie ist jene Gesellschaft in die Hände der Polizei gefallen; man sollte es kaum glauben, und auf welche Art ist denn die Verhaftung geschehen?"

„Das kann ich Ihnen nicht mittheilen, da ich darüber nichts Näheres gehört habe." In diesem Augenblicke dreht sich ein junger Mann, der den Beiden bis jetzt den Rücken zugekehrt hat, um und Robert erkennt in ihm den Polizeicommissair, welcher ihn in der vergangenen Nacht verhaften wollte; auch dieser erkannte Robert und wandte schnell sein Gesicht, um Robert am Erkennen zu verhindern, dieser war aber schon seiner Sache gewiß. Er fuhr gegen Maurice gewendet fort: „Wie es scheint, interessiren Sie sich für diesen Gegenstand, nämlich für die Gefangennahme politischer Märtyrer, wenigstens haben Sie gestern Abend auf dem Balle im Hôtel des Grafen Duferon unzweideutige Beweise dafür an den Tag gelegt, da Sie sich nur mit dem Polizeicommissair unterhielten, dem Sie dort Eingang in die Gesellschaft verschafften und den Sie auch heute hier eingeführt haben. Es ist derselbe, welcher mich diese Nacht, als ich ruhig in Begleitung des Grafen Dubois nach Hause ging, verhaften wollte; fragen Sie diesen, der

wird Ihnen als seinem Vorgesetzten Rede und Antwort stehen.“

„Herr Graf, diese Sprache gegen mich, den Grafen Maurice?“

„Gegen den Grafen Maurice, welcher die Polizei in jede Gesellschaft einführt und derselben verdächtige Personen angibt, dieselben zu beobachten, zu verfolgen.“

„Wollen Sie mir Beweise bringen, daß ich Polizei in Gesellschaften eingeführt habe?“

„Allerdings!“ Robert stand auf und trat zu dem jungen Manne, welcher ihm mit dem Rücken zugekehrt saß; er redete ihn höflich an: „Mein Herr, Sie sind in dieser Gesellschaft ein Fremder, haben Sie Ihre Karte an einen der Vorsteher abgegeben?“

„Allerdings!“

„Durch wen sind Sie hier eingeführt?“

„Durch den Grafen Maurice.“

„Es freut mich, auch hier Ihre Bekanntschaft zu machen, wir haben uns zwar schon in der vergangenen Nacht gesprochen, aber nur kurze Zeit und — eben nicht freundschaftlich. Doch Sie handelten im Interesse Ihrer Vorgesetzten, darum ist Ihr Benehmen von mir vergessen. Ich habe aber noch eine Bitte, der Herr Graf Maurice interessirt sich sehr für die in der vergangenen Nacht aufgehobene geheime Gesellschaft; da Sie durch

ihn eingeführt sind, so werden Sie ihm aus Dankbarkeit wahrscheinlich die nähern Details der Verhaftung derselben auf dem Wege mittheilen; es thut mir leid, so schnell Ihre Gesellschaft einzubüßen; doch der Herr Graf, der Sie in diese Gesellschaft eingeführt hat, ohne zu wissen, daß Sie Polizeicommissair sind, verläßt diese Gesellschaft, und Sie werden ihn gewiß begleiten."

Eine solche Beschämung hatte Graf Maurice nicht erwartet, eine Vertheidigung war ihm unmöglich, denn die unumstößlichsten Beweise lagen vor, daß er mit der Polizei im Bunde; er konnte daher nichts Anderes thun, als Roberts Vorschlag, die Gesellschaft in Begleitung des von ihm eingeführten Polizeicommissairs zu verlassen, anzunehmen; mit einem grimmigen Blick auf Robert entfernte sich Graf Maurice mit seinem Begleiter.

Roberts Art und Weise sich von dem Grafen Satisfaction zu verschaffen, ward allerdings von allen Seiten gebilligt, doch gab man auch mit Bangen der Befürchtung Raum, daß Maurice sich fürchterlich rächen werde, doch Robert kannte jetzt seinen Feind, und unvorbereitet sollte ihn dieser nie finden, seine Rache möge nun sein, welcher Art sie wolle.

Am meisten überrascht war Graf Dumont, Roberts Onkel, aber auch ihn beunruhigte dieser Schritt seines Neffen, besonders da er das feindliche Benehmen kannte,

welches zwischen Maurice und dem Vater seines Neffen bestanden, als dieser noch am Leben. Ein Trost war es jedoch dem Onkel, daß auch nicht ein Mitglied der Gesellschaft die Abfertigung des Grafen Maurice mißbilligte, denn derselbe war nicht nur nicht beliebt, sondern jetzt, da man seine Stellung zur Polizei kannte, sogar verachtet.

Dennoch war durch diesen Vorfall die allgemeine Geselligkeit gestört, und obgleich man versuchte, die frühere Heiterkeit und Unbefangenheit hervorzurufen, es wollte nicht gelingen. Früher als gewöhnlich begab sich die Gesellschaft nach Hause; Robert, welcher schon die vergangene Nacht schlaflos verbracht hatte, eilte ebenfalls mit seinem Onkel nach Hause.

Unterwegs entspann sich zwischen Beiden folgendes Gespräch: „So ungern ich Dich von mir getrennt sähe, so lieb wäre es mir jetzt, wenn Du eine Zeit lang fern von Frankreich lebtest, denn Maurice wird Alles aufbieten, Dich zu verderben, und Deine Leidenschaft, Politik zu treiben, dürfte Dich am ersten Deinem Feinde überliefern."

„Ich sehe recht gut ein, lieber Onkel, daß ich jetzt stets von Spionen umgeben sein werde, darum will ich mich ganz besonders vorsichtig gegen Alle benehmen, auch würde ich recht gern eine Zeit lang Frankreich mit einem

andern Lande vertauschen, doch muß ich erst das Ende meiner Verdächtigungsklage abwarten."

„Wenn nun aber aus dem Verdacht ein Beweis Deiner Schuld werden sollte, was wirst Du dann anfangen? Jetzt ist Dein Fortkommen aus Frankreich noch leichter zu bewerkstelligen, als später, wenn man Dich zum politischen Verbrecher gestempelt hat."

„Wer weiß aber, ob man mich dazu stempelt? Verlasse ich jetzt Frankreich, so sieht meine Abreise einer Flucht so ähnlich, wie ein Ei dem andern; kann man aber nichts beweisen, so darf ich dann ohne Scheu Frankreich verlassen und zu jeder Zeit wiederkehren, während unter den jetzigen Umständen meine Wiederkehr mich ins Gefängniß führen würde. Besser ist es, ich warte den Ausgang dieser Untersuchung ab, auch wir haben Berichterstatter; gestaltet sich meine Lage zu einer gefährlichen, so werde ich davon zeitig genug unterrichtet, um meine Maßregeln darnach nehmen zu können."

„In dieser Beziehung hast Du vollkommen recht und ich will Dir darum auch keine Vorschriften machen, Vorsicht gebietet Dir jetzt Deine Lage, deswegen bedarf es wol nicht erst meiner Ermahnung, Dich derselben zu befleißigen, doch einen Rath will ich Dir noch geben, der Dir von großem Nutzen sein dürfte. Versorge Dich mit Empfehlungsschreiben nach allen größern Städten,

wohin Du Deine Reise richten solltest, wenn die Umstände Dich zwingen, eine solche unerwartet anzutreten, jetzt ist noch Zeit, um derartige Schreiben Dir verschaffen zu können."

„Sehen Sie darin einen Beweis meiner Vorsicht, bester Onkel, diese Papiere liegen schon bereit, jeden Augenblick bin ich gerüstet, Frankreich verlassen zu können. Nichts fehlt mir, als die Nothwendigkeit, die mich zu diesem Schritte zwingt."

„Möge diese Nothwendigkeit nicht eintreten, doch eine bange Ahnung sagt mir, daß ich Dich bald verlieren werde, wenn auch nicht für immer, doch für längere Zeit."

„Wir wollen uns nicht mit Möglichkeiten die Gegenwart verbittern, erwarten wir ruhig, was die Zukunft in ihrem Schooße birgt, es kann noch Alles gut werden, nur nicht den Muth verlieren. Muth verloren, Alles verloren."

„Ja, die Jugend sieht Alles im rosigen Lichte, selbst die Gefahr ist ihr willkommen, aber gewöhnlich bemerkt sie nicht, wie nahe die Gefahr ist."

„Bester Onkel, trotz meiner Jugend sehe ich die Nähe der Gefahr, in welcher ich schwebe, auch würdige ich ihre Größe vollkommen; meine getroffenen Maßregeln beweisen, daß ich nicht sorglos mich dem Glücke anvertraue, dennoch muß man aber in der größten Gefahr

dem Glücke vertrauen, die Hoffnung nicht sinken lassen. Mein Wahlspruch bleibt: Hoffnung läßt nicht sinken."

Während dieses Gespräches hatten Onkel und Neffe das Hôtel erreicht; nachdem sie in dasselbe eingetreten, wünschten sie sich gute Nacht und begaben sich jeder in seine Zimmer.

Robert wollte noch eine schriftliche Arbeit vollenden, doch die Müdigkeit übermannte ihn, er legte sich zur Ruhe und schlief bald darauf so sanft und ruhig, als habe er nicht das Geringste zu befürchten, sein Gewissen machte ihm keine Vorwürfe, sein Inneres beunruhigte ihn nicht, es war die Außenwelt, welche mitunter seinen Frieden störte.

V.

Am andern Morgen brachte der Goldarbeiter die erkauften Gegenstände und ließ fragen, ob der Herr Graf damit zufrieden sei. Robert musterte die Arbeit, er war vollkommen damit zufrieden, auch die Gravirung durfte gut genannt werden. In einer geschmackvollen aber dabei einfachen Einfassung prangten die Worte und Buch-

staben auf dem kleinen Schilde des Colliers: **R. D.** **seiner Retterin G. B.** Darunter die Jahreszahl und der Tag. Collier und Ohrenschmuck lagen in einem mit Sammet ausgeschlagenen Kästchen.

Robert kleidete sich an und ging, ohne etwas zu hinterlassen, aus. Sein Weg führte nach jenem Hause, in welchem er eine Nacht im Keller als Gefangener gesessen, eine Gefangenschaft, der er seine Freiheit zu danken.

Als er das bezeichnete Haus erreicht und in dasselbe eingetreten war, stieg er eine Treppe empor und fragte nach Georgette Brun. Er war recht gegangen, Georgette Brun erschien auf seine Anfrage, doch als diese den jungen Mann sah und in ihm ihren Gefangenen erkannte, schrak sie heftig zusammen.

„Demoiselle Georgette, ich komme, um Ihnen persönlich meinen Dank abzustatten für den Dienst, den Sie mir erwiesen, durch den ich eben im Stande bin, mich Ihnen persönlich vorstellen zu können. Sie haben mich einer Gefahr entrissen, deren Größe ich selbst nicht kannte, ich werde dafür Ihr ewiger Schuldner bleiben müssen."

„Mein Herr, Sie rechnen mir eine zufällige Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, zu hoch an, ich that nur, was jede Französin an meiner Stelle gethan haben

würde; daß Sie nicht als gemeiner Verbrecher verfolgt wurden, durfte ich mit Gewißheit annehmen, ein Verbrecher bittet nicht mit solchem Ton, der jeden von der Unschuld überzeugt haben muß."

„Sie steigen durch Ihre Gesinnung in meiner Achtung nur um so höher, ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß Sie nicht für den Stand erzogen wurden, den Sie einnehmen."

„Und wenn ich für einen andern Stand erzogen worden, wäre ich dann vielleicht besser?"

Robert fühlte die leise Zurechtweisung des Dienstmädchens und entgegnete sich entschuldigend: „Ich wollte durch meine Worte Sie nicht an Ihren Stand erinnern, noch weniger wollte ich Ihnen dadurch unangenehme Erinnerungen erwecken, meine Absicht war eine edlere; Sie haben mir meine Freiheit gerettet, ohne mich zu kennen, Sie haben Ihre eigene Freiheit gewagt, einem Unbekannten dies höchste Gut zu erhalten, ich bin dadurch Ihr Schuldner geworden. Noch wissen Sie nicht, wem Sie diesen ungeheuern Dienst erwiesen, Sie können weder meinen Stand noch Namen, aber Sie sollen es erfahren; jetzt muß ich Beides noch verschweigen, Sie sogar bitten, wenn Sie mich durch Zufall kennen lernen sollten, Niemandem mein Geheimniß zu verrathen. Ihnen meine Dankbarkeit zu erweisen, erlaubte ich mir die Be-

merkung über Ihren Stand, sollten Sie Gelegenheit haben, sich aus diesem Ihnen nicht gebührenden Stande zu erheben, so kann ich Ihnen vielleicht dazu behülflich sein; glauben Sie mir, ich kann viel, obgleich ich mich Ihnen als Bittender nahte."

„Ich habe Ihren Worten auch nicht schlechte Beweggründe unterlegen wollen, aber dennoch muß ich Ihnen gestehen, mein Herr, daß ich mein Glück nicht aus der Hand eines Unbekannten empfangen will; wie sollte ich mich gegen Personen rechtfertigen, welche ein Recht haben, Auskunft über einen so schnellen Wechsel meiner Umstände zu verlangen."

„Also habe ich dennoch richtig calculirt, eine Liebe macht Sie so difficil. Doch achte ich besonders diese Rücksichten, denn der Bräutigam, der eine solche Braut besitzt, muß als Ehemann ein beneidenswerthes Loos haben."

„Noch sind wir nicht so weit, allerdings bin ich Braut, aber mein Brautstand dürfte noch einige Zeit dauern."

„Und darf ich fragen, warum?"

„Mein Bräutigam ist Conditor, obgleich er ein rechtlicher und fleißiger Arbeiter ist, hat er es dennoch noch nicht so weit bringen können, seinen eigenen Heerd zu gründen."

„Findet er kein passendes Etablissement?

„O ja, das hätte er schon gefunden, aber ein Café in Paris bedarf der Einrichtung, und ein verrufenes Etablissement anzunehmen, ist ein Wagstück."

„Ist Ihrem Bräutigam ein solches angetragen worden?"

„Ja, das Café restaurant kann er zu jeder Stunde übernehmen, aber eine Aenderung dürfte die jetzigen Gäste aus demselben vertreiben, und so sehr ich meinen Bräutigam liebe, ohne Veränderung würde ich dennoch nicht mit ihm dieses Etablissement annehmen. Er kennt zwar genau die Einkünfte eines solchen Café's, da er schon mehre Jahre in demselben ist, aber er selbst hat auch keine Lust, ein solches Geschäft zu übernehmen, wo man in ewiger Feindschaft mit der Polizei steht und eine Umgestaltung desselben vertreibt die jetzigen Gäste."

„Ihr Bräutigam sollte dennoch eine Restauration dieses Cafés wagen; ich bin überzeugt, daß er dabei nur gewinnen kann. Darf ich denn nicht den Namen des Glücklichen kennen lernen?"

„O warum nicht, mein Bräutigam heißt Alexander Rénant." —

„Nun, liebes Kind, will ich Sie nicht länger aufhalten." Doch noch eine Bitte. Bei diesen Worten holte er den Schmuck aus der Brusttasche. „Welchen Dienst Sie mir geleistet, werden Sie später erfahren,

für jetzt bleibt es Geheimniß; doch, um meine Erkenntlichkeit einigermaßen an den Tag zu legen, so nehmen Sie diese Kleinigkeit, welche vielleicht einigen Werth dadurch erhält, daß sie den Namen meiner Retterin, sowie den Meinigen in den Anfangsbuchstaben, als auch den Tag meiner Rettung enthält. Obgleich es nur ein unbedeutendes Geschenk ist, hoffe ich dennoch, daß Sie es freundlich annehmen, und nun leben Sie wohl, bald werden Sie von mir hören."

Robert übergab dem Mädchen das eingewickelte Kästchen und entfernte sich schnell.

Wie erstaunte Georgette, als sie das Kästchen öffnete und das prachtvoll gearbeitete Collier, die Ohrenbehänge ihr entgegenschimmerten, beinahe hätte sie geglaubt, daß sie doch am Ende einen Verbrecher gerettet. Aber nein, als sie den Schmuck genauer betrachtete und die Inschrift las, ward ihr klar, daß der Schmuck ein bestellter sein mußte, doch wer war dieser R. D.? Aber alles Nachdenken war vergebens, sie konnte nicht herausbringen, wer ihr Geretteter sei, doch die Zeit, dachte sie, wird dies Geheimniß erklären. Sie trug ihren Schmuck in Sicherheit und verrichtete mit großer Schnelligkeit ihre Arbeit, da sie durch des Grafen Besuch bedeutend aufgehalten worden war.

Denselben Weg, den Robert in jener verhängnißvollen Nacht eingeschlagen, um der Polizei zu entgehen, wandelte er heute ebenfalls eilenden Schrittes, doch nicht mit Angst und Beben, sondern die Hoffnung, etwas Gutes zu vollbringen, beflügelte seine Schritte.

Bald erreichte er das Café restaurant, er trat ein, es waren nur wenig Gäste anwesend. Nachdem er sich ein kleines Frühstück bestellt hatte, fragte er den Herrn, ob Alexander Rénant nicht zu sprechen sei. Der Garçon eilte fort, den Verlangten herbeizurufen.

Nach wenig Minuten erschien ein junger Mann, ungefähr im gleichen Alter mit dem Grafen; obschon derselbe in seinem Arbeitskostum eintrat, bemerkte Robert doch im ersten Augenblicke, daß seine Retterin einen guten Geschmack besaß, denn der Eintretende war ein recht liebenswürdiger junger Mann mit einnehmenden Manieren.

Der Garçon stellte dem Grafen den Eintretenden als Alexander Rénant vor, den dieser gleich bei seinem Eintritt für seiner Retterin Bräutigam gehalten. Robert bat denselben, einige Augenblicke einer Unterredung zu schenken, welche für ihn, nämlich für Alexander, von Wichtigkeit sein dürfte.

Alexander ließ sich auf des Grafen Einladung an dessen Seite nieder, begierig zu wissen, welche wichtige

Unterredung der ihm völlig unbekannte Mann mit ihm haben könnte.

Robert ergriff zuerst das Wort: „Sie werden sich über meine Einladung wundern, doch aber finden, daß unsere Unterredung eine nicht unwichtige genannt werden darf. Aus guter Quelle weiß ich, daß Sie mit dem Plane umgehen, dieses Café selbst zu übernehmen, doch hält Sie der jetzige Zustand desselben ab, es zu thun. Ich bin daher gekommen, Ihnen einen Vorschlag zu thun, wodurch Ihr Vorhaben doch möglich wird; Sie müssen mit demselben eine vollständige Restauration vornehmen, um dasselbe wieder in einen bessern Ruf zu bringen."

Lächelnd entgegnete der junge Mann: „Ihr Vorschlag ist allerdings gut, nur die Ausführung dürfte einige Fährlichkeiten für den Unternehmer und am Ende dessen Ruin herbeiführen. Ich bin allerdings im Besitze einiger tausend Francs, womit ich die völlige Restauration bestreiten kann, doch nicht im Stande, ein schlimmes Jahr, wie es das erste sein dürfte, auszuhalten. Was soll ich dann anfangen, wenn ich gleich im ersten Jahre meiner Selbstständigkeit zu Grunde ging? Nicht allein, daß ich mir dann selbst Vorwürfe machen müßte, ich würde auch Vorwürfe in den Augen meiner zukünftigen Frau lesen, und das könnte ich nicht ertragen. Deswegen will ich lieber noch einige

Jahre arbeiten, vielleicht findet sich dann ein besseres Etablissement."

„So leihen Sie doch eine Summe und fangen Sie das Geschäft recht ordentlich an, in einigen Jahren können Sie doch einige tausend Francs abzahlen?"

„Wenn ich noch ein Paar tausend Francs geliehen bekäme, so wäre ich ein gemachter Mann, dann könnte ich jedem Ausfall begegnen, in ein paar Jahren wäre das Café mein Eigenthum. Wer aber soll einem Anfänger eine solche Summe ohne Sicherheit leihen?"

„Wie viel haben Sie wol nöthig, um sorglos ein solches Geschäft anfangen zu können?"

„Wenigstens dreitausend Francs."

„Nicht mehr?" entgegnete lachend Robert, während er seine Brieftasche aus dem Rocke nahm und in derselben suchte, „hier sind fünftausend Francs, stellen Sie mir darüber einen Wechsel auf unbestimmte Zeit aus und fangen Sie Ihr Geschäft mit Gottes Hülfe an."

Erstaunt sah Alexander den Unbekannten an. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht, dennoch muß ich gestehen, daß ein Scherz hier nicht am rechten Orte sein möchte."

„Nennen Sie das Scherz, wenn ich Ihnen fünftausend Francs nicht nur anbiete, sondern sogar augenblicklich zur Disposition stelle? Ich finde Ihr Erstaunen gerechtfertigt, aber hören Sie mich an."

Robert erzählte nunmehr sein Abenteuer und seine Rettung durch Georgette. „Um mich dankbar gegen meine Retterin zu beweisen, gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihre Braut so glücklich zu machen, als sie es verdient; um Sie jedoch nicht zu beleidigen, biete ich Ihnen diese fünftausend Francs nicht als Geschenk an, obgleich auch dies für mich kein Opfer sein würde, sondern ich leihe Ihnen diese Summe oder auch noch mehr auf unbestimmte Zeit. Sind Sie jetzt mit meinem Anerbieten zufrieden?"

Nach dieser Erzählung bekam dies Anerbieten Roberts in den Augen des jungen Mannes mehr Wahrscheinlichkeit. „Wenn sich Alles so verhält, wie Sie eben erzählt haben, so bedarf es nur noch einer Unterredung zwischen mir und meiner Braut, dann werde ich im Stande sein, zu bestimmen, ob ich Ihr Anerbieten annehmen kann oder nicht."

„Ihre Gewissenhaftigkeit ehre ich und um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich mich für das Glück meiner Retterin interessire, überlasse ich Ihnen diese fünftausend Francs, unter der Bedingung, daß Sie sobald als möglich dieses Café übernehmen und Georgette als Frau heimführen."

„Diese Bedingungen zu erfüllen, wird mir nicht schwer fallen, denn sie sind längst mein heißester Wunsch

gewesen, dennoch kann ich Ihr Anerbieten nicht annehmen, werde mich erst morgen entscheiden."

„Ob ich morgen noch in Frankreich bin, weiß ich nicht, ich bin daher gezwungen, jeden Tag so zu betrachten, als sei es der letzte, den ich in Frankreich verlebe. Nehmen Sie also in Gottes Namen diese Summe an, sie kommt von einem Ehrenmanne, einem Cavalier. Stellen Sie den Wechsel auf unbestimmte Zeit. Sind Sie nun zufrieden?"

Alexander sah den Fremden erstaunt an, stellte jedoch den Wechsel aus.

Robert gab ihm die Anweisung über fünftausend Francs und steckte den Wechsel in die Brieftasche, ohne denselben nur anzusehen.

„Aber Sie haben den Wechsel nicht einmal gelesen?" erinnerte Alexander, ich weiß nicht, ob ich denselben richtig ausgestellt habe."

„Ein Wechsel von einem Manne, welcher mit solcher Schwierigkeit Anerbieten dieser Art annimmt, ist stets richtig; Sie hegen ja auch keine Zweifel, daß meine Anweisungen richtig sind," fügte er hinzu.

Während dieser Unterhandlung des Grafen Robert Dumont mit dem Conditorgehülfen Alexander Rénant, welche allerdings sehr leise geführt worden war, hatten sich noch mehre Gäste eingefunden; es konnte daher nicht

fehlen, daß die Aufmerksamkeit einer derselben auf die Beiden gerichtet war. Endlich hatten sich diese geeinigt, und Robert, welcher gern jede Gelegenheit mied, Aufmerksamkeit zu erregen, stand auf, reichte Alexander die Hand und sagte: „Wenn es Ihnen möglich ist, so betreiben Sie mit Eile das besprochene Geschäft und auch Ihre Heirath; gern möchte ich vor meiner Abreise aus Frankreich meine Retterin glücklich sehen; sollte es mir aber nicht gestattet sein, bis dahin noch in Frankreich bleiben zu können, so werden Sie später von meinem Aufenthalte unterrichtet werden, und erwarte ich dann von Ihnen eine genaue Nachricht, wie es Ihnen und meiner Retterin in der neuen Carrière geht."

Das erbitte ich mir sogar, daß Sie uns erfahren lassen, wo unser Wohlthäter lebt, denn nur durch Ihre Vermittelung ist es mir möglich, so bald meine sehnlichsten Wünsche erfüllt zu sehen. Um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich die Sache betreiben werde, will ich nach Tische mit meiner Braut sprechen; ist diese damit einverstanden, so wird in den nächsten Tagen schon die Restauration des Cafés begonnen."

„Gut, so bin ich es zufrieden, und nun leben Sie wohl." —

Robert entfernte sich von Alexander begleitet; vor der Thür des Cafés ergriff Robert noch einmal das

Wort: „Wer ich bin, werden Sie früh genug erfahren; Sollten Sie aber meinen Namen, meine Stellung eher kennen lernen, so mache ich Ihnen Schweigen zur Pflicht. Alle Erkundigungen über meine Person weisen Sie ab, denn aus diesem Grunde verheimliche ich Ihnen meinen Namen; Sie können dann mit gutem Gewissen aussagen, daß ich Ihnen unbekannt bin. Mein Name ist ein guter aber — der Regierung verhaßt. — Mein Verbrechen ist meine politische Gesinnung — mehr darf ich Ihnen nicht mittheilen. — Adieu!"

Ohne Alexanders Antwort, welche natürlich in Dankesworten bestanden haben würde, abzuwarten, eilte Robert davon und begab sich nach dem Café, wo er seine Gesinnungsgenossen wußte. Bald kam er daselbst an und wurde von denselben freudig und herzlich empfangen, denn es war etwas geschehen, was aller Herzen mit Freude erfüllte — nämlich die an jenem verhängnißvollen Abend Verhafteten waren aus Mangel an Beweisen freigelassen worden.

Mit außerordentlicher Freude hörte Robert diese Nachricht, dennoch beschlich ihn bald darauf Sorge, denn die vorhandenen Verdachtsgründe waren von der Art, daß das Polizeipräsidium wol eine genauere Untersuchung hätte vornehmen müssen; daß diese Untersuchung unterblieben, erfüllte Robert mit Besorgniß, die er seinen

Freunden mitzutheilen nicht unterließ. Sie stimmten ihm vollkommen bei und überzeugten sich von der Nothwendigkeit der größten Vorsicht.

Die Mitglieder der aufgelösten Gesellschaft kamen zwar jeden Tag theilweise in dem bestimmten Café zusammen, unterhielten sich auch über Politik, doch mit solcher Vorsicht, daß die geheimen Beobachter, welche sie umschwärmten, durchaus nichts Verdächtiges entdecken konnten. Natürlich überzeugten sich Robert und dessen Freunde bald, daß sie unter fortwährender Aufsicht und Controle der Polizei standen; diese Ueberzeugung zwang sie zur Vorsicht, und das Polizeipräsidium sah sich in seiner Hoffnung, durch große Milde die jungen Leute zu einer neuen Verbindung zu verleiten, getäuscht.

VI.

Es konnten ungefähr vier Wochen seit jener für Robert so verhängnißvollen Nacht vergangen sein, als wir diesen in Begleitung eines eben erst durch Priesters Segen verbundenen Ehepaars in der gräflich Dumont'schen prächtigen Equipage durch die Straßen von Paris

fahren sehen; wir haben wol kaum nöthig zu erwähnen, daß dies Paar Alexander Rénant und Georgette Brun war.

Vor dem glänzend eingerichteten und seitdem nur von der feinsten Gesellschaft besuchten Kaffeehause hielt die Equipage und Robert und das Brautpaar traten ein.

Georgette überstrahlte Alles nicht nur durch eine gewählte Toilette, sondern auch durch ein so feines Benehmen und ungezwungene Bewegungen, daß man hätte behaupten können, ein junges Mädchen aus den höchsten Cirkeln vor sich zu sehen. Den schönen Formen ihres Körpers schmiegte sich das weiße Kleid in geschmackvoller Einfachheit an; der Myrthenkranz im schwarzen Haar verlieh dem schönen Gesicht einen fast erhabenen Ausdruck, die von Thränen der Freude und Wehmuth zugleich feuchten Augen glänzten gleich Sternen, und die goldene Kette, von Robert zum Andenken an die Nacht seiner Rettung, trug wie die glänzenden Ohrbehänge dazu bei, die Idee zu verwirklichen, daß Georgette von besserer Herkunft sei, als ihr bisheriger Stand zu beweisen schien.

Und so war es auch; Georgette war zwar bis jetzt nur ein Dienstmädchen gewesen, doch nicht dazu erzogen. Als Tochter eines ziemlich wohlhabenden Kaufmanns hatte sie eine bessere Erziehung bis zu ihrem dreizehnten Jahre

erhalten, da starb auch ihre gute Mutter, den Vater hatte sie schon einige Jahre früher verloren, Kummer und Sorge hatten ihn ins frühe Grab gebracht; er hinterließ den Seinen Nichts als einen ehrlichen Namen; durch mißlungene Spekulationen hatte er sich ruinirt, ein schmählicher Bankeroutt hätte ihn retten können, nichts hätte er dann eingebüßt, als seinen ehrlichen Namen, er büßte sein Vermögen ein und behielt diesen. Er war das Opfer einer höchst seltenen Ehrlichkeit.

Die Mutter Georgettens hielt ihr Kind zur Arbeit an, dennoch versäumte sie nicht demselben auch eine, so weit in ihren Kräften stand, tüchtige Bildung und Lehren zu geben, welche sie vor Leichtsinn bewahrten.

In dem größern Saale des restaurirten Café's ward die Feier dieser Verbindung festlich begangen. Robert hatte sich vorbehalten die Kosten zu tragen, welche natürlich nicht unbedeutend waren, da Robert als Graf Dumont diese Festlichkeit arrangirte und außer den Verwandten des Brautpaars auch viele seiner Bekannten dazu eingeladen hatte.

Robert selbst war einer der fröhlichsten Gäste; sein Beispiel fand Nachahmung und so währte das heitere Mahl bis Mitternacht.

Welch ein Unterschied zwischen einer solchen Gesellschaft und der hier vereinten. Niemand dachte an Auf=

bruch, ja, hätte Robert nicht selbst die Gesellschaft an die Zeit erinnert, man hätte fröhlich den Morgen erwartet.

Man trennte sich unter herzlichem Abschiede und wünschte dem glücklichen Paar eine gute Nacht.

Wir kommen nun der Entscheidung unserer Erzählung näher und näher, denn mittelbar ward Robert sowie auch seine Freunde durch den öftern Besuch des **Café restaurant** wieder in politische Verhältnisse gezogen; obgleich sie dabei sehr vorsichtig zu Werke gingen und auch schon manches Mal Maurice und dessen Spione getäuscht hatten, so fielen sie dennoch der angestrengten und aufmerksamen Beobachtung derselben als Opfer anheim.

Das **Café restaurant** hatte wie viele Häuser großer Städte außer dem Haupteingang noch einen zweiten Zugang. In dem Hintergebäude hielt eine geheime Verbindung ihre Zusammenkünfte, und die Polizei würde ihr noch lange nicht auf die Spur gekommen sein, wenn nicht nach und nach einige Mitglieder der aufgelösten Gesellschaft, darunter Robert und dessen Freunde, dieser beigetreten wären. Der Erstere, von Maurice fortwährend beaufsichtigt, wurde auch hier die unschuldige Ursache der Auflösung jener Gesellschaft.

Obschon in dem Besuche des Café restaurant nichts Verdächtiges lag, so schöpften Maurice und seine Helfer doch endlich Verdacht, da die Heimkehr Roberts und seiner Freunde immer erst gegen Mitternacht erfolgte und das Café restaurant oftmals schon nach zehn Uhr einen sehr ruhigen Charakter annahm. Von Maurice ward eine genauere Beobachtung angeordnet, und das Resultat derselben war die Entdeckung der neuen Verbindung.

Nun galt es aber, den Grafen Robert Dumont zu fangen. Dieser, durch Gefahr klüger geworden, hatte ebenfalls Maßregeln getroffen, bei einer möglichen Aufhebung dieser Gesellschaft sich zu retten. Rénant hatte ihm diesen Rettungsweg gezeigt; durch ein Fenster des Nebenzimmers gelangte man auf einen Nebensaal, von diesem führte ein schmaler Gang nach dem Café.

Diese Vorsichtsmaßregeln sollten sich bald als nothwendig erweisen, denn kurz nachdem Robert und seine Freunde Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft geworden, ward der Verdacht Maurice's zur Gewißheit, und dieser traf eines Abends Maßregeln, die Gesellschaft nicht nur aufzuheben, sondern auch zu verhaften. Kaum hatten sich die Verbündeten eines Abends versammelt, als der Ruf: „Die Polizei!" Schreien und Verwirrung unter den Mitgliedern derselben verbreitete. Die Thüren wurden schnell verschlossen und verrammelt; ehe die Polizei

dieselben öffnen konnte, hatten die Mitglieder Zeit, sich zu retten.

Als endlich die Polizei die Thüren gesprengt hatte, war das Zimmer leer; nur einige Bücher und zerrissene Papiere zeugten von dem Dasein einer Gesellschaft, die durch Strickleitern entkommen war. Die Polizei hatte durch ihre Vorsicht die Möglichkeit dieser Flucht erleichtert, denn den hintern Eingang des Hauses hatte sie verschließen lassen; dadurch bemerkten die im Hause postirten Polizeimannschaften nicht, daß die Gesellschaft durch die Fenster entkam.

Robert hatte seinen Rettungsweg eingeschlagen und saß ruhig im Café, welches ebenfalls von der Polizei streng bewacht wurde; er unterhielt sich mit den noch anwesenden Gästen und erging sich wie sie in Vermuthungen, warum die Polizei derartige Maßregeln genommen.

Maurice trat ein und ließ sich etwas zur Stärkung reichen, und obgleich er mit prüfendem Auge die Anwesenden musterte, bemerkte er dennoch den Grafen Dumont nicht, welcher in einer Ecke saß, ein Glas Wein trinkend.

Maurice äußerte zu seinem Begleiter, welcher wie er Civilkleidung trug, so laut, daß es von den Anwesenden gehört werden konnte: „Diesmal werden uns die Bur-

schen nicht entkommen, wir haben ihnen jeden Weg abgeschnitten," etwas leiser fügte er hinzu: „wenn wir nur den Grafen Dumont festnehmen können, daß dieser uns nicht entwischt."

Obgleich Robert aus diesem Gespräch nicht entnehmen konnte, wie es mit seinen Gesinnungsgenossen stand, so durfte er doch mit Gewißheit annehmen, daß Maurice nicht ahnte, ihn hier zu finden; er hatte Maurice's Worte gehört und war gezwungen, sich ihm zu zeigen. Er trat vor Maurice mit der Anrede: „Sie haben so eben eine Befürchtung ausgesprochen, Herr Graf Maurice, die ich nicht begreife, über die ich aber Aufklärung verlange, da sie meine Person betrifft, und in Gegenwart dieser Herren, welche ich zu Zeugen aufrufe, zu einer Beleidigung für mich wird. Haben Sie einen Verhaftsbefehl vom Polizeipräsidium auf meine Person lautend, so werde ich, Graf Robert Dumont, demselben Folge leisten, wo nicht, so verlange ich eine augenblickliche Ehrenerklärung, denn es ist mir nicht eingefallen, zu entwischen, wie Sie sich soeben ausdrückten."

Verblüfft stand Maurice Robert gegenüber, denn dessen Gegenwart in diesem Zimmer hatte er nicht vermuthet. Roberts Verlangen nach einer Ehrenerklärung war ein gerechtes, Maurice konnte ihm eine solche nicht verweigern, er entgegnete sich entschuldigend: „Herr Graf

Dumont, meine Aeußerung von vorhin betraf allerdings Ihre achtungswerthe Person, doch werden Sie dieselbe entschuldigen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich sie in Folge eines Mißverständnisses gethan habe."

Sehr verbindlich antwortete Robert: „Mit dieser Erklärung bin ich vollkommen zufrieden, Herr Graf, denn ich sehe recht gut ein, daß man in einer so schwierigen Stellung, wie die Ihrige ist, leicht mißverstanden werden kann." Nach diesen Worten setzte er sich wieder an seinen Tisch.

Kaum war dies für Maurice unangenehme Gespräch beendet, als einer der Mannschaften eintrat und seinem Herrn und Meister etwas ins Ohr flüsterte; diese Nachricht schien auch nicht angenehm auf das empörte Gemüth Maurice's einzuwirken, da sein Gesicht gleich der Haut eines Chamäleons alle Farben annahm. Plötzlich verließ er das Café und bald darauf zogen auch die Mannschaften ab, ohne einen einzigen Gefangenen mit sich nehmen zu können, da alle Mitglieder der geheimen Gesellschaft entkommen waren.

Robert blieb noch eine Weile ruhig sitzen, dann wollte er sich entfernen; in diesem Augenblicke trat ein Bekannter, ein Gesinnungsgenosse Roberts, ein versprengtes Mitglied der aufgehobenen Gesellschaft, ein. Natürlich nahm Robert jetzt seinen Platz wieder ein und der

Eingetretene erzählte ihm die Art und Weise ihrer Flucht.

Als Jener geendet fragte Robert ebenfalls vorsichtig und leise: „So sind wir auch dies Mal der Gefahr entgangen? Ist Einer verhaftet?"

„Nicht Einer! Dennoch halte ich dafür, daß die Vorstände und die der Polizei besonders verdächtigen Mitglieder sich dies Mal vorzusehen haben, denn die Bücher konnten nicht gerettet werden; zwar sind die Namen der Mitglieder in Chiffren geschrieben, doch die Polizei wird sie sicher dechiffriren und dann werden die Verhaftungen beginnen, ohne daß Denen Zeit zur Flucht bleibt, welche eine solche polizeiliche Maßregel zu fürchten haben."

„Unter diesen dürfte ich mich auch befinden, besonders da ich einen Feind in Maurice habe, den ich in seiner jetzigen Stellung fürchten muß."

„Dann würde ich Ihnen rathen, sobald als möglich Paris und sogar Frankreich zu verlassen; es ist ja nicht für ewig, ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß diese Polizei-Herrschaft kein Jahr mehr aushält."

„Sie glauben also, daß dies Mal ein strengeres Verfahren gegen uns angewendet werden wird?"

„Ganz gewiß. Meine Bekanntschaften beim Polizeipräsidium haben mir zu dieser Einsicht verholfen; wenn

Morgen nicht schon die Paßpolizei den Befehl erhält, Pässe ins Ausland erst dem Polizeipräsidium vorzulegen, so geschieht es ganz sicher in nächster Zeit und dann dürfte eine Reise ins Ausland ohne Paß schwer werden."

Was dies anbelangt, so kann ich allerdings der Zukunft ruhig entgegen sehen, denn meine Papiere sind in der Ordnung, daß ich noch diese Nacht abreisen könnte."

„Dann, lieber Graf, würde ich nicht zaudern, ich will Ihnen die Gefahr mittheilen, in welcher Sie schweben. Durch Maurice sind Sie dem Polizeipräsidium so verdächtigt, daß man die Verhaftungen wahrscheinlich mit Ihnen beginnen wird, sobald man die vorgefundenen Bücher unserer zersprengten Gesellschaft dechiffrirt hat und die Namen der Mitglieder kennt. Daher würde ich Ihnen rathen, sobald wie möglich in aller Stille abzureisen, sogar die Reise nicht mit eigener Equipage zu machen, sondern sich erst auf einer der nächsten Stationen einschreiben zu lassen, denn Sie stehen unter strenger polizeilicher Aufsicht."

„Diese letzte Bemerkung ist eine sehr richtige, das Dasein der Polizei in meiner Nähe wird mir überall kund; ob die früheren Bemerkungen eben so richtig sind, kann ich noch nicht bestimmen, doch werde ich mir morgen Gewißheit darüber verschaffen, da ich auch Bekanntschaften beim Polizeipräsidium habe. Für den Augenblick

kann ich Ihnen noch nichts Bestimmtes über meinen Plan mittheilen; sollte Ihre Besorgniß sich aber gerechtfertigt zeigen, so verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihre Vorschläge mit Vorsicht zur Ausführung bringen werde. Doch nun wollen wir uns nach Hause begeben, wenn es Ihnen gefällig ist."

Roberts Freund war dies zufrieden und Beide wanderten nach Roberts Hôtel, während sie noch manches besprachen, was bei Roberts voraussichtlicher Reise zu beobachten sei. Endlich erreichten sie die Wohnung Roberts und die Freunde trennten sich nach herzlichem Abschiede.

VII.

Am nächsten Morgen finden wir Robert im Gespräch mit seinem Onkel, dem er die Gefahr, in welcher er schwebt, mitgetheilt hat. Der Onkel selbst dringt auf Robert's Abreise, so schwer ihm auch der Abschied vom geliebten Neffen werden mag; denn schon beim Gedanken an eine Trennung möchte der gute Alte weinen, dennoch will er lieber die Trennung ertragen, als seinen Neffen im Gefängniß sehen.

In einem sanften, aber dennoch vorwurfsvollen Tone wendet sich der Onkel an den Neffen: „Das sind die Früchte Deines politischen Strebens, um Andere glücklich zu machen, hast Du Dich selbst unglücklich gemacht. Einem Verbrecher gleich mußt Du Dein Vaterland verlassen, heimlich unter fremdem Namen; den geehrten Namen Deiner Ahnen mußt Du verbergen."

„Lieber Onkel, Ihre Fürsorge für mich rührt mich, ich danke Ihnen herzlich dafür; dennoch muß ich Ihnen in einigen Ansichten widersprechen. Was den Namen meiner Ahnen betrifft, so darf ich mit Stolz von mir sagen, daß ich denselben nicht gebrandmarkt habe, selbst dann nicht, wenn ich gebrandmarkt würde, denn ich habe das Edelste gewollt; daß ich's mit meinen schwachen Kräften nicht vollbracht, das ist mein Verbrechen. Daß ich mein Vaterland, dieses Atom des Weltalls, verlassen muß, würde mich gar nicht berühren, wenn ich nicht theure Verwandte und Freunde zurückließ, die Antheil an meinem Geschick nehmen; dieser einzige Umstand wird mir die Trennung von Frankreich erschweren, aber nicht der Gedanke, Du bist auf dieser Scholle geboren, darum muß Dir diese Scholle heilig sein. Wenn Frankreich das Land wäre, von dem man im Auslande nur mit heiliger Scheu spräche, dann würde ich mich auf dieser Scholle festklammern, keine Gewalt der Erde sollte mich

von ihr losreißen; doch ich finde hier wie überall dieselben Gebrechen, dieselben Mängel, warum soll mir nun dieses Stück Erde theurer sein, als ein anderes? Nicht ein abgesteckter Strich Landes ist des Menschen Vaterland: die ganze, weite Erde ist es, alle Menschen sollen Brüder sein; wo kann da ein kleines Stückchen Land, auf dem er zufällig das Licht erblickte, ihm theurer sein, als ein anderes? Meine Heimath, mein Vaterland werde ich nur da finden, wo die Menschen am Glücklichsten sind. Erreicht Frankreich einmal dieses Ziel, dann will ich es in heiliger Ehrfurcht als mein Vaterland betrachten, dann erst werde ich mit Stolz ausrufen: Ich bin Frankreichs Sohn!"

„Willst Du auch erst dann zurückkehren in die Arme Deines Onkels? Wenn Du die Erreichung jenes Zieles erwarten willst, möchten unsere Lebenstage wohl nicht ausreichen. Es ist allerdings die Bestimmung der Menschheit, sich soviel als möglich der Vollkommenheit zu nähern, doch nimmer wird der Mensch die höchste Vollkommenheit erreichen, denn es ist seinen Bestrebungen ein Ziel gesteckt."

„Sie mögen wol Recht haben, theurer Onkel; sollten wir aber dieses Ziel uns nicht selbst noch weiter hinaus stellen können? — Sollen wir dann, wenn wir dieses vorgesteckte Ziel erreicht haben, wie der Postwagen

dieselbe Strecke rückwärts wandern? Nein, ich bin der Ueberzeugung, der Mensch soll vorwärts schreiten, — er wird vorwärts schreiten trotz aller künstlichen Hemmungen, welche ihm systematisch von Einzelnen, welche dem Fortschritt nicht huldigen, in den Weg gelegt werden."

„Und glaubst Du denn, daß Du ein Land finden wirst, welches Deinen Ansichten entspricht? — Willst Du ein solches Eden gründen, dann mußt Du Dir auch neue Menschen schaffen, die jetzige Menschheit wirst Du nicht zu diesem Ziele geleiten."

„Warum sollte gerade dies unmöglich sein? Hat des Menschen Geist nicht schon scheinbare Unmöglichkeiten möglich gemacht? Sind ihm nicht alle Elemente unterthänig geworden? Die geheimsten Kräfte der Natur verwendet er gleich dienstbaren Geistern, die einst unbekannte Kraft des Blitzes benutzt er, seine Gedanken mit Gedankenschnelle, gleich wie der Blitz selbst, in ferne Länder zu senden. Hat er nicht dem Sturm seine Urkraft abgelauscht, sind ihm Wind und Welle nicht dienstbar? Hat sein schaffender Geist nicht schon Schiffe erbaut, mit denen er sogar die Wolken durchsegelt? Wer hätte vor einigen hundert Jahren nur an die Möglichkeit solcher Riesenideen gedacht? Die Ideen sind Wahrheit geworden, das scheinbar Unmögliche ist möglich gemacht."

„Aber sechstausend Jahre hat der denkende Mensch

gebraucht, um diese Ideen zu verwirklichen, sechstausend Jahre waren nöthig, um diese Möglichkeiten zu finden."

„Freilich sind sechstausend Jahre eine lange Zeit, aber es gilt auch, unbekannte Kräfte aufzusuchen, die scheinbar unbezwingliche Macht der Elemente zu unterjochen. Der Mensch hat es ermöglicht. Scheint nun diesen Wunderwerken des menschlichen Nachdenkens gegenüber, eine Idee wie die der Glückseligkeit der Menschheit, nicht weit leichter ausführbar? Allerdings ist die Macht der Vorurtheile nicht viel schwächer, als die der wüthenden Elemente, wer sich aber diese dienstbar machte, wird nicht zurückbeben vor der Beseitigung menschlicher Schwächen. — Doch während ich hier für die geistige Freiheit der Menschheit den Handschuh aufnehme, steht meine persönliche Freiheit in Gefahr, diese zu retten, will ich jetzt eilen. Lieber Onkel, Sie werden unter der Zeit, daß ich noch die nothwendigsten Gänge besorge, Alles vorbereiten lassen, was Ihnen zu einer Reise auf unbestimmte Zeit nöthig erscheint, bald kehre ich zurück, um, wenn es nöthig, noch heute abzureisen."

„Wollte Gott, Du brauchtest eine solche fluchtähnliche Reise gar nicht zu unternehmen, — was nützen aber jetzt Betrachtungen, wo Handeln nur retten kann. Doch ehe Du noch einmal Paris durchwanderst, vielleicht zum letzten Male, schärfe ich Dir nochmals die größte

Vorsicht ein, verrathe Dein Geheimniß, Deine Flucht, nicht Allen, Du hast selbst erfahren, wie überall Späher lauern, um Dich zu verderben."

„Seien Sie außer Sorge, lieber Onkel, ich kenne meine Lage und kenne das Loos, das mich betrifft, wenn ich früher der Polizei in die Hände fallen sollte. Meine eigene Sicherheit erheischt schon die größte Vorsicht und die letzte Zeit hat Ihnen ja bewiesen, daß ich stets gegen Angriffe meiner Feinde gesichert war. Doch die Zeit ist kostbar, jetzt keinen Verzug mehr. Leben Sie wohl, theurer Onkel, bald sehen wir uns wieder."

Die ersten Wege, welche Robert unternahm, waren solche, welche ihn über die Gefährlichkeit seiner Lage unterrichten sollten; leider ergaben diese kein gutes Resultat. Seine Freunde und Gesinnungsgenossen konnten ihm nichts anderes mittheilen, als daß das Polizeipräsidium bereits die Bücher vorgenommen habe, um die Namen dechiffriren zu lassen; sobald dies gelungen, werde es wahrscheinlich zu Verhaftungen schreiten und die hervorragenden Persönlichkeiten der aufgelösten Verbindung würden die ganzen Strenge der Gesetze fühlen.

Robert sah die Nothwendigkeit einer schnellen Abreise ein, er eilte nach dem Café restaurant, um dort seinen Freunden Lebewohl zu sagen, hauptsächlich aber, um seiner Retterin noch ein Mal zu danken. Bald er=

reichte er das Café, nur wenige seiner Freunde waren anwesend, denn die Stunde der Zusammenkunft hatte noch nicht geschlagen. Robert wartete diese Stunde nicht ab, sondern verabschiedete sich von den Anwesenden, die Abwesenden herzlich grüßen lassend.

Nachdem dies geschehen, ließ Robert Rénant und dessen junge Gattin einen Augenblick in ein Nebenzimmer rufen und erklärte Beiden, daß er unter allen Umständen Frankreich auf unbestimmte Zeit verlassen müßte, da ein längerer Aufenthalt im Vaterlande ihn seiner Freiheit berauben würde. Wenngleich er nun auch von ihnen fern sei, so werde er sich dennoch stets für sie interessiren und er erwarte daher öfter eine Nachricht von ihnen, die sie nur an seinen Onkel besorgen lassen möchten, der sie ihm dann zustellen werde; auch habe er diesem Auftrag gegeben, sich ihrer liebend anzunehmen, und sein Onkel werde einen solchen Wunsch nicht unberücksichtigt lassen.

Als Rénant und dessen Gattin ihres Wohlthäters Abreise vernahmen, geriethen sie fast außer sich vor Schmerz. Georgette weinte heiße Thränen über den Verlust des redlichen Freundes, und Rénant selbst hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. „Seien Sie versichert, Herr Graf, daß unser Schmerz über Ihre Abreise ein wahrer ist, aber so gern ich Sie in Frankreich zurückhalten möchte, so rathe ich Ihnen selbst zu einer schnellen Ab-

reise, denn man hat nichts Gutes gegen Sie vor. Schon heute Morgen wurde ich scharf Ihretwegen in's Verhör genommen, man fragte mich über Alles, was ich von Ihnen wußte und nicht wußte; am meisten schien der Polizei daran zu liegen, zu erfahren, wann Sie in mein Café gekommen seien. Ich behauptete, es nicht genau zu wissen, denn da ich stets aus- und eingehen müsse, so könnte ich nicht jeden einzelnen Gast kommen und gehen sehen, besonders da ich noch nicht lange in dem Geschäfte sei und noch nicht den Scharfblick des vorigen Besitzers habe. Daß Sie aber schon längere Zeit in meinem Locale gewesen, als die Polizei eingetreten, behauptete ich mit einer solchen Festigkeit, daß man es endlich glaubte. Aber aus diesem Umstande entnehme ich, daß man vorzüglich gegen Sie etwas im Schilde führt und ich würde Sie selbst zu einer Reise beredet haben, wenn Sie nicht schon selbst Anstalt dazu getroffen."

Georgette, weniger vertraut mit politischen Vergehen, wollte durchaus nicht zugeben, daß Robert flüchte; ihre Thränen flossen stärker, doch Robert selbst brachte sie zur Einsicht. „Ich ehre Ihre Thränen, aber wollte ich bleiben, so würde eine jahrelange Haft mein Loos sein. Daß ich, ohne ein Verbrecher zu sein, die Strafe eines Verbrechers dulden soll, werden Sie nicht wollen."

„Nein," entgegnete schluchzend Georgette, „wenn Ihre Rettung einzig in einer schnellen Abreise aus Frankreich besteht, so füge ich mich dem Schicksal, ja ich bitte Sie sogar, Eile anzuwenden, denn ich wäre unglücklich, wenn man Sie in's Gefängniß führte." —

„Ihre Theilnahme an meinem Schicksal rührt mich, doch muß ich gestehen, daß dieselbe mich auch in Erstaunen setzt, die Größe derselben dürfte Ihrem Gemahl sogar unangenehm sein."

„Nein, Herr Graf, Alexander kennt mich zu genau, als daß meine Theilnahme an Ihrem Schicksal ihn verletzen könnte. Glauben Sie mir, er fühlt wie ich."

Jetzt ergriff Rénant das Wort: „Herr Graf, meiner Gattin gefühlvolles Herz darf sich in meiner Gegenwart ohne Zwang zeigen, denn es liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir; ohne Eifersucht, ohne das geringste Mißtrauen überlasse ich Ihnen, Herr Graf, gern den Platz in dem Herzen meiner Georgette, den Sie dort eingenommen. Die gute Erziehung meiner Gattin bewahrte sie vor den Gefahren, welche der Jungfrau drohen, als Gattin ist sie sich selbst der Wächter."

Hätte Robert auch unedle Absichten gehabt, dieses Zutrauen des Gatten zu ihm, dem Hausfreund, hätte ihn entwaffnet. Diesen feinen und richtigen Tact hatte er nicht vermuthet, er reichte Beiden die Hände. „Hier

dieser Händedruck mag Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, Ihre Freundschaft mir erworben zu haben, denn ich gestehe, daß ich edlere Herzen noch nicht gefunden habe. Heute erst habe ich wahre, reine Liebe kennen gelernt, Ihre Freundschaft erschwert mir meine Abreise von Paris, von Frankreich. Dennoch bleibt mir keine Wahl, mein Geschick treibt mich hinaus, jede Stunde bringt mir Gefahr, darum muß es sein. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, lassen Sie mich erfahren, wie es Ihnen in der Zukunft ergehen wird, und seien Sie versichert, daß auch ich mich stets Ihrer in Freundschaft erinnern werde. — Nun leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute, denn Sie sind es Beide werth." Robert eilte davon. Rénant rief ihm mit gepreßter Stimme nach: „Reisen Sie glücklich, der Himmel sei Ihr Schutz."

Als der Graf in seinem Hôtel ankam, fand er durch seinen Onkel Alles vorbereitet, was er zu einer längeren Reise bedurfte. Robert adressirte unter fingirtem Namen die verschiedenen Colli an eines der ersten Hôtels nach Hamburg, schrieb auch sogleich einen Brief an dessen Besitzer, ihn ersuchend, die Colli an sich zu nehmen, wenn er selbst noch nicht bei deren Ankunft dort angelangt sei, und verwischte somit jede Spur, welche ihn hätte verrathen können.

Für Empfehlungsschreiben hatte der Onkel hinläng-

lich gesorgt; nur eines war ihm an Roberts Reiseplan nicht recht, das Ziel. Robert hatte Sehnsucht, das russische Reich kennen zu lernen, denn die Aussagen aller Flüchtlinge Rußlands und Polens waren der Art, daß er sich mächtig nach jenem Reiche hingezogen fühlte, welches in seinen Institutionen ganz eigenthümlich vor allen Staaten Europa's dastand. Bei des Neffen politischer Gesinnung war Rußland unstreitig das gefährlichste Land für diesen, und man durfte die Besorgniß des Onkels keine ungerechte nennen, denn mancher junge Mann war in Rußland spurlos verschwunden. Dieser Gedanke machte den Onkel erzittern.

Doch nur zu gut wußte der Onkel, daß Roberts Entschluß nicht zum Wanken gebracht werden konnte; er ergab sich also in das Unvermeidliche. „Dein fester Entschluß ist es, nach Rußland zu gehen, ich will Dich daran nicht verhindern, obgleich dieser Plan mir durchaus nicht gefällt, denn Deine politischen Gesinnungen passen nicht für Rußland; doch die letzten Ereignisse in Deinem Vaterlande werden Dich hoffentlich vorsichtiger gemacht haben, dennoch gebe ich Dir zu bedenken, daß Du nach einem Staate reisest, wo man Vergehungen dieser Art, wie Du begangen, mit lebenslänglicher Deportation nach Sibiriens Schneefeldern bestraft. Bedenke es, von dort rettet Dich nicht Dein Name, Dein Stand,

nicht einmal der Einspruch Frankreichs könnte Dich retten, denn Frankreich erfährt nicht Dein Geschick, spurlos wirst Du lebend der Welt entrückt."

„Theurer Onkel, Ihre Fürsorge ist mir ein Beweis Ihrer Liebe, doch glaube ich, daß Sie Alles schwärzer sehen, als es ist. Durch meine Freunde, russische Flüchtlinge, habe ich allerdings erfahren, daß man in Rußland nie über Politik sprechen muß; ich werde diese Lehre befolgen, dennoch aber glaube ich, daß man auch in Rußland die persönliche Freiheit eines fremden Staatsbürgers nicht in solcher Weise antasten wird."

„Du weißt, daß ich nicht an Vorurtheilen hänge, aber ich glaube fest an die Ausführung solcher Gewaltmaßregeln; unumstößlich fest steht es, daß mancher bedeutende Name in Rußland spurlos untergegangen ist. Wer will aber den Beweis führen, daß ein Gewaltstreich vorhanden? Darum sei vorsichtig, theurer Neffe, ich möchte den Verlust Deiner Person nicht erleben."

„Seien Sie versichert, daß ich stets mit der größten Vorsicht in allen meinen Handlungen verfahren werde, denn ich habe selbst keine Lust, ein Staatsbürger Rußlands in Sibirien zu werden. Doch es wird jedenfalls nicht so schrecklich sein, als man sich Rußlands Verfassung denkt. Ueberall liefert man politische Verbrecher an

die betreffenden Staaten aus, Rußland wird es auch thun, was man dagegen spricht."

Dies Gespräch wäre auf jeden Fall noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht ein Diener gemeldet hätte, daß der Wagen vorgefahren sei. Man glaubte jedoch nicht, daß Robert die Reise mit eigener Equipage machen wollte; dies war nur eine Vorsichtsmaßregel, die Polizei irre zu führen. Der Reisekoffer Roberts stand in der prächtigen Equipage, Robert mit seinem Onkel stiegen ein; im Trabe ging es durch die Straßen der Hauptstadt, endlich vor die Stadt, ein bereitstehender Wagen nahm Robert auf, und nach dem herzlichsten Abschiede ging es unaufhaltsam nach Havre de Graçe.

Der Onkel fuhr trauernd zurück nach Paris, ihm war es, als hätte er seinen Neffen zum Grabe geleitet; dieser dagegen hatte ganz andere Besorgnisse, sein Wunsch war, erst auf dem absegelnden Schiffe zu stehen, denn so lange er noch in Frankreich war, fühlte er sich noch in Gefahr; besonders ängstigend war ihm der Gedanke, daß Maurice seine Flucht entdecken könnte, und dann war er rettungslos verloren, denn dieser hätte gewiß Alles aufgeboten, um ihn in's Gefängniß zu bringen. Doch dieser Entdeckung wußte der Onkel Roberts vorzubeugen; auf seine Dienerschaft konnte er sich verlassen, er instruirte diese daher, allen Nachfragen nach Robert

durch die Aussage zu begegnen, daß diesen ein kleines Unwohlsein verhindere, auszugehen. Da Maurice nicht die kleinste Ahnung von Roberts Flucht hatte, so gelang es diesem, Havre de Graçe glücklich zu erreichen und den zweiten Tag nach seiner Ankunft befand er sich schon auf der Reise nach Hamburg; das Dampfschiff flog durch die Wellen, nach wenigen Stunden war Frankreich den Augen der Passagiere entschwunden.

VIII.

Robert stand auf dem Verdeck des Schiffes und schaute zurück nach Frankreich, als ihn Jemand vertraulich auf die Schulter klopfte, ihn folgender Weise anredend: „Ein schönes Land, was Sie soeben verlassen haben, ein Land, dem man wol einige Minuten des Nachdenkens schenken darf."

Diese Worte, obgleich mit fremdartigem Accent, dennoch schön ausgesprochen, weckten Robert aus seinen Betrachtungen. „O ja, Frankreich ist ein Land, das viel Angenehmes und Schönes bieten kann, doch dies bewog mich weniger zum Nachdenken, als die Art und Weise,

wie ich es verlassen habe, verlassen mußte. Ein Franzose, mußte ich dennoch mein Vaterland verlassen, wollte ich nicht im Gefängniß schmachten; nun will ich mir ein anderes Vaterland suchen."

Der Fremde, ein junger Mann von dreißig Jahren, mit einnehmenden Manieren, höchst wohlklingendem Organ und angenehmem Aeußern sah Robert erstaunt an, dann warf er lächelnd die Frage auf: „Dann ist gewiß die Politik an Ihrer gezwungenen Reise schuld, denn eines andern Verbrechens kann man Sie wol nicht beschuldigen."

„Allerdings! und der ewigen Aufsicht der Polizei überdrüssig, verließ ich Frankreich."

„Und welches Land wollen Sie zu Ihrem Aufenthalte wählen?"

„Rußland!"

„Mein Vaterland? Dann haben Sie keine gute Wahl getroffen, denn in Rußland werden Sie sich nicht wohl befinden, Sie sind Franzose, bringen polizeifeindliche Gesinnungen mit; ehe Sie nach Rußland kommen, sind Sie der russischen Polizei bekannt. Um der Aufsicht der Polizei zu entrinnen, verlassen Sie Frankreich, Sie kommen hier aus dem Regen in die Traufe, in Rußland sind Sie der Beobachtung von Früh bis Abend

ausgesetzt, denn Ihre Ankunft ist eher bekannt, als Sie eintreffen."

„Wie ist das möglich?"

„Um nach Rußland zu kommen, müssen Sie Visa eines russischen Gesandten haben; dieser schreibt sofort der russischen Regierung Ihre Ankunft, sofern er in Ihnen eine Person von Distinction erkennt; bei Ihnen scheint außer Ihrem Stand auch die Gesinnung für meine heimathliche Polizei wichtig, daher rathe ich Ihnen, wenn Sie durchaus Rußland bereisen wollen, die äußerste Vorsicht auf jedes Wort, auf jede Handlung, ja sogar auf jede Miene zu verwenden; in Rußland sind Sie zu jeder Stunde, in jeder Gesellschaft, auf jedem Spatziergang, im eigenen Hause beobachtet, halten sie dort jeden Menschen für einen Spion, selbst Ihre Freunde. — Wie es scheint, machen wir diese Reise zusammen, denn auch ich will zurück in mein Vaterland, doch dort halten Sie selbst mich für einen Spion; nur auf diese Art können Sie sich längere Zeit in Rußland aufhalten. Das gilt aber nur für Sie, man kann in Rußland ebenso ruhig leben, aber ohne Gesinnung; sie haben sogar eine politische Gesinnung, aus diesem Grunde rathe ich Ihnen die äußerste Vorsicht an, denn Rußland ist groß und Sibirien liegt weit von Frankreich."

„Sie malen ihr Vaterland mit schwarzen Farben, es ist am Ende doch nicht so arg."

„Fragen Sie mich in Petersburg nach meinem Vaterlande, und ich werde es Ihnen rosig malen."

„Also dürfte doch eine Verbannung nach Sibirien nicht zu den Unmöglichkeiten gehören?"

Der Fremde antwortete nicht auf diese Frage, sondern lenkte das Gespräch auf gleichgültige Dinge.

Robert blickte um sich und sah einen Mann, nahe den funfziger Jahren, den er auf den ersten Blick für einen Juden erkannte; seine Kleidung verrieth Wohlhabenheit, er gesellte sich zu den Sprechenden.

Der junge Russe nahm wieder das Wort: „Da wir für längere Zeit beisammenbleiben, ist es wol nicht unbescheiden, wenn ich Sie um Ihren Namen bitte."

„Graf Dumont."

„Mein Stand und Name: Fürst Derbikow."

„Ihr Wohnort?"

„Petersburg. Wenn Ihre Reise sich nach Petersburg erstrecken sollte, hoffe ich auf die Ehre Ihres Besuchs."

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, da ich beabsichtige, so viel als möglich Rußland zu bereisen, doch dürfte ein Besuch von mir erst später erfolgen, da ich mich bereits für Moskau entschieden habe."

„Auch mich führt mein Weg über Moskau, vielleicht kann ich Ihnen dort von Nutzen sein.“

„Ich habe Empfehlungsschreiben an einige angesehene Familien daselbst; wenn Sie mich dort einführen wollten, würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“

„Gewiß! Es soll mir Vergnügen machen, wenn ich Ihnen dienen kann.“

Jetzt ergriff der noch immer anwesende Jude die Gelegenheit zu sprechen, da Robert nicht gleich einfiel: „Meine hohen Herren, Sie werden entschuldigen, wenn ich mir erlaube, dem Herrn Grafen auch meine Dienste anzubieten. Da der Herr Graf nach Moskau will, so wage ich es, ihm bereitwillig jede Hülfe, deren der Herr Graf benöthigt sein sollte, zu gewähren. Der Herr Graf ist noch nicht in Moskau gewesen? — Dann werden Sie mancher Hülfe bedürfen,“ fuhr der Jude gesprächig fort, ohne Roberts Antwort auf seine Frage abzuwarten, „denn der Fremde ist in Moskau manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, wenn er keinen Beistand hat, und fällt dann gewöhnlich in die Hände meiner Glaubensgenossen, die natürlich nur auf ihren eigenen Nutzen sehen. Mein Name ist Jacob Myrow, mein Magazin und meine Wohnung am Quai an der Moskwa Stret.“

Wenn auch Robert nicht durch das jüdische Gesicht des Moskauer Kaufmanns für ihn eingenommen worden

war, so erfreute ihn doch das freundliche Anerbieten desselben, und er war eben im Begriff, demselben verbindlich zu antworten, als Fürst Derbikow dem Juden in Roberts Namen Folgendes erwiderte: „Wir danken für das Anerbieten, dessen wir durchaus nicht benöthigt sind; auch wird der Herr Graf Dumont keine Dienste Ihres Volkes beanspruchen, selbst nicht die Ihrigen, so lange ihm ein Fürst Derbikow zur Seite steht. Also für jetzt bedürfen wir Ihrer Dienste nicht, vielleicht später. Eine leichte Kopfbewegung des Fürsten schien dem Kaufmann ein Zeichen zu sein, daß er hier überflüssig sei.

Der Kaufmann verbeugte sich tief gegen die Beiden und entfernte sich nach dem Innern des Dampfers. Robert sah den Fürsten erstaunt an, denn ein solcher Ton gegen Jemand, der seine Dienste freundlich anbietet, war ihm noch nicht vorgekommen. Durch diese Worte, welche der Fürst an den Kaufmann in dem Tone des an Brutalität grenzenden Stolzes gerichtet, sank derselbe bedeutend in seiner Achtung.

Fürst Derbikow bemerkte Roberts Erstaunen, bemerkte, daß seine an den Juden gerichteten Worte keinen guten Eindruck auf den Grafen gemacht hatten. Mit der ihm eigenen Würde und wohlklingendem Tone wendete er sich an Robert: „Meine Art und Weise, mit diesem Juden zu reden, scheint Sie unangenehm berührt

zu haben; dies nimmt mich jedoch nicht Wunder, denn Sie sind Franzose und scheinen wie ich kosmopolitischen Grundsätzen zu huldigen. Doch läßt sich in Rußland Kosmopolitik nicht anwenden, am wenigsten aber gegen russische Juden. Für den mit russischen Sitten und Gebräuchen unbekannten Fremden scheint eine solche Sprache, wie die soeben von mir gebrauchte, hart, sogar roh, dennoch werden Sie später die Nothwendigkeit derselben einsehen, wenn Sie den russischen Juden kennen. Sie werden mir hier einwenden, daß nicht alle eine solche Sprache verdienen werden. Gut. — Angenommen, unter hundert Juden ist einer, welcher dieselbe nicht verdient, wie wollen Sie diesen herausfinden? Er wird sich Ihnen nicht einmal offen zeigen, Sie werden vielleicht erst nach Monden gewahr, daß er eine Ausnahme von der Regel macht, giebt es nun einen andern Weg, sich der Zudringlichkeit dieser Leute zu erwehren?"

„Aber dieser schien doch den bessern Ständen anzugehören?"

„Diese eben sind gerade die schlechtesten, jedes Mittel zu erwerben ist Ihnen recht; bedenken Sie, daß fast alle Monopole der russischen Regierung in den Händen der Juden sich befinden, und daß das Monopolwesen dadurch nur noch fühlbarer und drückender wird. Die meisten der Juden sind Spione, wenn sie auch nicht alle im

Solde der Regierung stehen; für wenige Silberrubel verrathen sie den besten Freund und bringen ihn nach jenem Theile Rußlands, wo das Leben aufhört, Leben zu sein.“

„Aber mein Fürst, Sie malen zu stark, dann wäre man ja in Rußland ein Sklave.“

„Wollte Gott, Sie könnten mich Lügen strafen, aber leider ist es so und nicht anders. Wenn Sie erst die russische Grenze überschritten haben, so werden Sie die Wahrheit des Gesagten finden, und zu Ihrer eigenen Sicherheit rathe ich Ihnen, sich sobald als möglich zu russificiren. Beherzigen Sie auch meine Warnung hinsichtlich der Juden, Sie werden diese überall finden; doch der geringste Schaden, den sie Ihnen zufügen werden, ist der, daß sie Ihnen Ihre Kasse ausleeren helfen, dennoch sind Sie glücklich zu preisen, wenn sie Ihnen nichts weiter schaden. Diesem Uebelstande können Sie aber nur entgehen, wenn Sie stets so handeln, wie ich es Ihnen gezeigt habe.“

Robert dankte dem Fürsten für diesen Unterricht; dann begaben sich Beide in die Cajüte. Die scharfe Luft hatte sie fast erstarrt, eine Stärkung war ihnen sehr zuträglich, und die warmen Räume der comfortablen Cajüte leisteten ihren erstarrten Körpern gute Dienste.

Durch die gemachte Bekanntschaft wurde Beiden

diese Reise in so unangenehmer Jahreszeit dennoch zu einer angenehmen Spatzierfahrt, und in immerwährender Unterhaltung erreichten sie ohne Unfall am dritten Tage Hamburg.

Der Fürst stieg in demselben Hôtel ab, welches Robert zum Aufenthalt gewählt hatte. Fürst Derbikow, welcher Hamburg ziemlich genau kannte, führte seinen neuen Freund überall umher, und so vergingen diesem acht Tage so schnell, so angenehm, als wären die Tage nur Stunden gewesen. Während dieser Zeit trafen auch Roberts Colli ein, und nun ging es nach Lübeck, um von da nach Riga mit dem Dampfschiff weiter zu fahren.

Fürst Derbikow war erfreut, als der Jude nicht die ganze Reise mit ihnen machte, denn dieser hätte ihm seinen guten Humor geraubt. Die kurze Reise nach Lübeck wurde ohne irgend etwas der Beachtung Werthes vollbracht, doch in Lübeck mußten die beiden Freunde einige Tage warten, da kein Dampfschiff auslief. Endlich am dritten Tage ging die Reise nach Riga vor sich; bald erreichten sie die Insel Rügen und von da fuhr der Dampfer nach der Insel Bornholm.

Gern hätte Robert diese Insel näher in Augenschein genommen, doch das Dampfschiff verweilte nicht länger im Hafen, als es die wenigen Passagiere ausgesetzt und sich der nach Bornholm bestimmten Güter entledigt hatte.

Robert mußte daher sein Gelüste, die Insel näher zu betrachten, aufgeben; der Fürst tröstete ihn darüber, indem er erklärte, daß die wenigen Sehenswürdigkeiten nicht für einen längern Aufenthalt entschädigten.

Das Schiff brauste nun unaufhaltsam weiter und den vierten Tag erreichte es Riga.

Als Robert zum ersten Male russischen Boden betrat, bemächtigte sich seiner eine Art Bangigkeit, welche er sich nicht zu erklären wußte, es war eine Scheu, welche eine unbekannte Ahnung hervorgerufen.

Der Fürst bemerkte Roberts Verstimmung; ihn ermuthigend ergriff er dessen Hand: „Wir befinden uns jetzt auf dem Boden des großen Rußlands, doch scheint dieser Umstand nicht die erfreulichsten Veränderungen auf Ihr Gemüth hervorzubringen, aber nur Muth, nicht jedes Betreten des russischen Bodens führt nach Sibirien!" fügte er leise hinzu.

Robert schämte sich seiner Verstimmung, welche er durch nichts zu rechtfertigen vermochte und überwand dieselbe mit festem Willen. „Bin ich doch wie ein Kind, welches zum ersten Male ein fremdes Haus betritt, während mir doch noch nicht das geringste Unangenehme passirt ist. Nun, wer weiß," vollendete er lächelnd, „was die nächste Stunde bringt."

Die ausgesprochene Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

denn als die Visitation seiner Effecten vorgenommen wurde und einige Gegenstände der Confiscation unterliegen sollten, bekam er den ersten Beweis, wie man dem Fremden in Rußland die Börse erleichtert. Nur mit bedeutenden Geldopfern gelang es ihm, die bereits in den Händen der russischen Beamten befindlichen Gegenstände wieder zu erringen.

Als er endlich im Besitz seiner Effecten war, natürlich gegen einen Preis, wofür er in Frankreich oder Deutschland sich diese Sachen noch einmal hätte anschaffen können und er das Visitationshaus verlassen durfte, wandte er sich lächelnd an den Fürsten: „Mit Geld scheint man hier Alles ausgleichen zu können, Alles scheint hier käuflich.“

„Sie mögen ziemlich recht haben, nur eines nicht,“ geheimnißvoll flüsterte der Fürst Robert in's Ohr, „die Freiheit. Hüten Sie sich also, jemals dieselbe in Gefahr zu bringen, dies ist mein letztes Wort über diesen Gegenstand; in Moskau, in Petersburg kennt man dieses Wort nicht, der russischen Sprache fehlt das Wort Freiheit; sollte sich aber Jemand erkühnen, dies Wort nach Rußland zu bringen, dem würde bald dies Wort fehlen. Doch nun wollen wir uns erst einige Tage erholen und zur Weiterreise stärken, denn zu einer Postreise in meinem Vaterland gehört Muth und Stärke.“

Fürst Derbikow, vertraut mit russischen Sitten und Gebräuchen, rief einen Visitationsbeamten zu sich und gab ihm in russischer Sprache und befehlendem Tone den Auftrag, die Effecten in das Hôtel, dessen Namen er nannte, besorgen zu lassen. Der Beamtete verbeugte sich tief, denn die Adresse: Fürst Derbikow, verfehlte ihren Zweck nicht; dann rief der Fürst einen Wagenführer, die Freunde setzten sich ein und bald hatten sie das Hôtel, ihr Ziel, erreicht.

Obwol die Reise auch auf Robert ermattend eingewirkt hatte, so drängte er dennoch zur baldigen Weiterreise, denn nachdem er seine unerklärliche an Furcht grenzende Ahnung bewältigt hatte, trieb es ihn mit geheimnißvoller Gewalt weiter. Zwei Tage der Ruhe hatten sie in Riga sich gegönnt, am dritten Tage wurde die Weiterreise unternommen, denn Robert hielt es nicht länger aus, es trieb ihn mit magischer Gewalt vorwärts.

Fürst Derbikow ließ Alles zur Weiterreise anordnen, und am dritten Tag brachen sie auf. Bis jetzt waren alle Unannehmlichkeiten der Reise zu ertragen gewesen, doch eine Reise in Rußland im Wagen unternommen, hat etwas mehr als Unannehmlichkeiten im Gefolge, die mitunter unerträglich werden, denn eine russische Postreise übertrifft an Schnelligkeit jede andere trotz der oft schlechten Wege; ob ein Pferd stürzt, was thut's,

immer vorwärts; daß natürlich zu einer solchen Reise eine gute Körperkonstitution gehört, wenn man ohne Nachtheil für die Gesundheit eine derartige Reise machen will, versteht sich von selbst. — Robert kannte zwar noch nicht das Unangenehme der russischen Personenbeförderung, doch er bekam auf dieser Reise eine vollständige Einsicht darüber, ließ sich jedoch gegen seinen Reisegefährten nichts merken, damit dieser nicht am Ende wiederum einen mehrtägigen Aufenthalt vorschlagen möchte.

Endlich nahte sich die Reise ihrem Ende; die Straßen wurden lebhafter, ein Beweis, daß man bald eine große Stadt erreichen mußte. Robert ahnte es, mochte aber dennoch den Fürsten nicht fragen, um diesen nicht zu der Bemerkung zu veranlassen, daß auch Robert sich nach Ruhe und Erholung sehne. Der Fürst seinerseits schwieg absichtlich, um Robert nicht um die Ueberraschung zu bringen, wenn Moskau sich zuerst seinen Blicken darbot.

Der Wagen fuhr eine kleine Anhöhe hinauf und Moskau lag vor Robert's erstaunten Blicken. Die mit mehr als hundert Thürmen geschmückte Stadt bot einen imposanten Anblick, Robert machte seiner Verwunderung durch ein lautes, unwillkührliches „Ach!“ Luft, diesen Anblick hatte er nicht erwartet. Der Fürst fühlte sich als russischer Unterthan durch des Grafen Bewunderung

geschmeichelt und überließ Robert mit sichtbarer Freude der Bewunderung über die alte Czarenstadt. Endlich erholte sich Robert von seinem Erstaunen und brach in die Worte aus: „Ein köstlicher, ein erhabener Anblick, Ihr Vaterland, Herr Fürst, besitzt in dieser Stadt ein beneidenswerthes Eigenthum. Dieser Anblick könnte mich mit allen Mängeln, welche ich freilich nur vom Hörensagen kenne, aussöhnen, denn derselbe übt eine Gewalt über mich aus, wie ich sie noch nie empfunden."

„Ihr Urtheil könnte mich beinahe stolz auf mein Vaterland machen, wenn ich nicht zu gut wüßte, daß Ihre vortheilhafte Meinung sich bald ändern wird. — Wenn Sie längere Zeit in Rußland bleiben, werden Sie mir hoffentlich das Vergnügen machen, mich in Petersburg zu besuchen; dann will ich sehen, ob Sie noch so vortheilhaft über mein Vaterland urtheilen."

„Herr Fürst, mein Urtheil betrifft nur eine russische Stadt, nicht aber russische Institutionen. Ob ich über diese ein ebenso vortheilhaftes Urtheil fälle, weiß ich selbst noch nicht, da ich diese fast gar nicht kenne."

„Dann wünschte ich, Sie würden nie mit denselben bekannt. — Doch nun wollen wir unser Gespräch abbrechen, da wir in Moskau angelangt sind, damit wir uns nicht selbst eine nähere aber nicht angenehme Kenntniß russischer Institutionen verschaffen."

Der Wagen fuhr soeben durch eines der vielen Thore Moskaus, die Reisenden befanden sich in einer der dreißig Vorstädte der alten Czarenstadt, bald durchrollte der Wagen auch diesen Theil der Stadt und sie gelangten in die Kitai-Gorod, d. h. in die eigentliche Stadt, welcher Theil auch chinesische Stadt genannt wurde. Der Wagen fuhr nach der Dimitriewkastraße, eine der bedeutendsten Moskaus, und hielt bald darauf vor dem Hôtel, welches der Fürst als eines der besten Robert vorgeschlagen.

So wie der Wagen hielt, umringten auch schon die Kellner, Hausknechte und anderes Dienstpersonal des Hôtels den Wagen, die Reisenden wurden in allen Sprachen angeredet: französisch, englisch, deutsch, russisch, sogar italienisch. Der Fürst bestellte einige Zimmer und nachdem die Reiseeffecten aus dem Wagen in Sicherheit gebracht waren, begaben sich die beiden Freunde nach ihren aneinanderstoßenden Zimmern.

Nachdem der Fürst sowie Robert Toilette gemacht hatten, verfügten sich Beide in den Speisesaal, denn Stärkung war ihnen das nöthigste Bedürfniß, da sie auf der ganzen anstrengenden Reise nie ordentlich gespeist hatten. Um so lieber war es ihnen, daß sie noch zur rechten Zeit gekommen und nicht erst noch warten mußten.

Als sie in den Speisesaal traten, kamen sogleich mehre

der Anwesenden auf den Fürsten zu, da dieser in Moskau ziemlich bekannt war; diese Bekanntschaft war auch für Robert von Vortheil, denn er wurde als Freund und Bekannter des Fürsten äußerst freundlich aufgenommen.

Nach der Tafel unterhielt man sich noch einige Zeit; auch Robert wurde in das Gespräch gezogen und gebeten, über sein Vaterland zu berichten. Durch des Fürsten Beisein ward diese Unterhaltung für Robert eine sehr lehrreiche, denn dieser nahm jedes Mal das Wort, sobald er merkte, daß Robert etwas mehr als gewöhnliche Gegenstände behandeln wollte.

Robert bemerkte bald des Fürsten lobenswerthe Bemühung und als gelehriger Schüler gelang es ihm, sich noch denselben Abend echt russisch zu unterhalten, d. h. nur über höchst gleichgültige Dinge zu sprechen, Politik, Religion und dergleichen anstößige Sachen ganz aus dem Spiele zu lassen.

Endlich trennte man sich, jedoch nur unter der Bedingung, daß Fürst Derbikow und Graf Dumont die nächsten Tage den an sie ergangenen Einladungen Folge leisten sollten. Das war eine Aufgabe, die durchaus unter acht Tagen nicht gelöst werden konnte; der Fürst, nicht gesonnen, dem nachzukommen, da er sich nur einige Tage in Moskau aufzuhalten gedachte, überließ Ro-

bert die Mehrzahl der Besuche, was diesem natürlich gar nicht unangenehm war, da er dadurch gleich im Anfang mit den bedeutendsten Familien bekannt wurde.

Unter freundlichen Abschiedsworten entfernten sich der Fürst und Robert aus dem Speisesaale nach ihren Zimmern.

„Herr Graf,“ nahm der Fürst das Wort, „Freundschaft gebietet mir, noch einmal vertraulich mit Ihnen zu reden, ehe ich abreise, und ich halte die jetzige Stunde für die geeignetste. Nicht immer dürfte Ihnen, wie heute, ein Freund zur Seite stehen, welcher stets zur rechten Zeit Ihnen das Wort abschneidet, um nicht über Gegenstände zu sprechen, wodurch Sie die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich ziehen; hätte ich Sie heute gewähren lassen, so wären Sie schon morgen der Polizei als gefährlich angezeigt und jeder Ihrer Schritte, der so schon bewacht wird, würde doppelter Aufsicht gewürdigt. Sie können von nun an über nichts, als über die gewöhnlichsten Dinge sprechen, dürfen sich aber selbst dabei keiner Bemerkungen bedienen, die nur im entferntesten Ihre Gesinnung andeuten könnten, weil Sie dadurch sogleich der Polizei Gelegenheit gäben, sich jeder Willkühr gegen Sie zu erlauben.“

„Aber wir waren doch in guter, ich darf sagen, in gewählter Gesellschaft?“

„Und wenn Sie unter lauter Fürsten gewesen wären, so gäb es dennoch darunter welche, die geheime Agenten der Polizei sind. In allen Cirkeln finden Sie derartige Subjecte, am wenigsten trauen Sie aber denen, welche Sie vielleicht selbst in das Feld der Politik ziehen; sollte das jemals geschehen, so seien Sie auf Ihrer Huth, denn der Verrath ist nahe."

„Nun, die heutige Gesellschaft schienen Sie aber doch zu kennen; von dieser Seite ist gewiß Nichts zu fürchten?"

„Die Gesellschaft habe ich gekannt, aber ich bin längere Zeit im Auslande gewesen, in Rußland kann man nur den Menschen von heute auf morgen beurtheilen, übermorgen ist es vielleicht schon anders; darum vertrauen Sie sich Niemand an, wer es auch sei, Ihr bester Freund wird in wenig Tagen Ihr Feind."

„Ich gestehe, daß ich nicht weiß, woran ich mich halten soll, da Sie als mein Freund mir ewiges Mistrauen predigen; wenn nun Ihre Saat Früchte trüge und ich mein Mistrauen zuerst auf Sie erstreckte?"

„Dann würde ich weit weniger Sorge für Sie tragen, denn wenn Sie erst einmal den Freund des Verraths schuldig halten können, dann sind Sie außer Gefahr, denn dann werden Sie jedes Ihrer Worte abwägen und nie ein unbedachtes Wort äußern. Aber noch

ist es nicht genug, daß Sie gegen Männer vorsichtig sind, selbst gegen Frauen müssen Sie Vorsicht gebrauchen; Sie sind jung, feurig, es wird Ihnen nicht an Gelegenheit mangeln, Moskaus schöne Welt, die Frauen, von einer Seite kennen zu lernen, welche auf Sie als Kosmopolitiker unangenehme Eindrücke machen wird; Sie glauben, man kenne in Paris nur leichte Sitten, hier werden Sie dieselben in höherm Grade finden. Bei allen Bekanntschaften aber, welche Sie vielleicht anknüpfen, rathe ich Ihnen die größte Vorsicht an, wenn Sie mir diese versprechen, wenn Sie die wenigen Tage, welche ich noch bei Ihnen bin, mir beweisen, daß meine Lehren nicht vergeblich gewesen sind, dann werde ich ruhig von Ihnen scheiden und Ihrem baldigen Besuch in Petersburg entgegensehen."

„Ich werde Ihnen meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich ganz nach Ihren Anweisungen ein Mensch der Vorsicht sein will. Sie werden sich überzeugen, daß ich meine Worte so setzen werde, als wenn ich vor dem peinlichen Gericht stände. Aber noch eine Frage: Sie sagen, selbst das schöne Geschlecht könne hier zum Verräther werden?"

„Leider sind auch derartige Beispiele vorgekommen, daß das liebende Weib zur Verrätherin ward. Religion und Vaterlandsliebe sind hier mitunter stärker als die

Liebe eines Weibes. Ihnen scheint dies unmöglich, Ihre Vaterlandsgeschichte bietet keine derartigen Beispiele, aber mein Vaterland kennt sie. Es wäre unnütz, wollte ich Ihnen ein derartiges Beispiel erzählen, Ihr Geist würde es nicht fassen können, denn man muß, um an die Möglichkeit solcher Verirrungen zu glauben, urrussisch fühlen können."

„Was Sie mir gesagt, begreife ich nicht vollkommen, dennoch kenne ich Sie von einer Seite, welche mir durchaus keinen Zweifel zuläßt. Um Ihnen vollkommen zu beweisen, wie sehr ich Ihnen vertraue, verspreche ich Ihnen, sogar im letztern Falle mit möglichster Vorsicht zu verfahren."

„Wenn Sie in einigen Monaten nach Petersburg kommen werden, dann hoffe ich, daß Sie mich ganz verstehen, in meinem Palast können wir uns dann ganz verständigen, ganz unsere Gesinnungen austauschen, hier haben wir schon viel riskirt, uns so weit auszusprechen, doch meine Zuneigung zu Ihnen und die Gefahr, in der Sie schweben, ließen mich die Vorsicht vergessen; doch dies ist mein letztes Wort, beherzigen Sie es wohl, bedenken Sie, ein russischer Fürst räth Ihnen Vorsicht, ein Gesinnungsgenosse. — Nun, lieber Graf, wollen wir uns womöglich der Ruhe überlassen, morgen giebt es Besuche zu machen, Sie sind fremd, ich bin Ihnen

schuldig, Sie bei den ersten Familien der Stadt einzuführen, ein persönlicher Fürsprecher ist stets besser, als hundert Empfehlungsschreiben. Also auf Wiedersehen, gute Nacht, mein lieber Freund."

Robert drückte dem Fürsten dankbar die Hand und begleitete ihn bis zur Thür, dann wünschten sich Beide noch einmal herzlich gute Nacht und trennten sich. Nachdem Robert allein war, überlegte er noch einmal des Fürsten Worte, manches schien ihm unmöglich, wenn er aber bedachte, daß in seinem Vaterlande auch Grafen zu Verräthern werden können, so ward ihm des Fürsten Rede immer verständlicher, und wenn er auch zur Ehre der Menschheit immer nur das Gute glauben wollte, vorhandene Beweise konnte er nicht wegleugnen.

Da die beiden Freunde sehr der Ruhe bedurften, so hatten sie ihre Lagerstätten aufgesucht; doch Robert war noch zu sehr aufgeregt, es gelang ihm nicht, einzuschlafen, der heutige Tag beschäftigte seinen Geist und unter verschiedenen Gedanken bemächtigte sich erst gegen Mitternacht der Schlaf seines ruhebedürftigen Körpers.

Die darauf folgenden Tage wurden vom Fürsten benutzt, um seinen Freund soviel als möglich mit den ersten Familien der Stadt bekannt zu machen; bei dieser Gelegenheit bemerkte auch der Fürst, daß Robert vorsichtiger geworden, welcher jetzt jede Gelegenheit vermied, ein

Gespräch herbeizuführen, bei welchem ihm einmal der Verstand davonlaufen konnte. Der Fürst freute sich sehr über seines Freundes Vorsicht, denn nun konnte er diesen weit ruhiger verlassen, durfte er doch hoffen, daß derselbe stets mit Vorsicht handeln werde. Die wenigen Tage, welche der Fürst noch in Moskau zubrachte, vergingen schnell und der Tag der Abreise brach an.

Robert verlor seinen Freund ungern, beinahe hätte er sich verleiten lassen, mit dem Fürsten nach Petersburg zu reisen, doch er hatte sich einmal vorgenommen, den Winter in Moskau zuzubringen, er war ein Mann der Festigkeit, daher blieb er seinem Vorsatz getreu und blieb in Moskau.

Der Wagen war vorgefahren. Robert begleitete den Fürsten zum Wagen, er stieg ein, noch ein Händedruck und der erste Freund Robert's auf russischem Boden, vielleicht der einzige, fuhr davon.

Verstimmt kehrte Robert zurück und fühlte erst jetzt wie theuer, wie unendlich theuer ein wahrer Freund werden kann. Umgeben von Bekannten fühlte er sich fremd und nur erst nach mehren Tagen gelang es Robert, sich Andern anzuschließen.

IX.

Als der Graf eines Tags durch eine der belebten Straßen ging, rief eine Stimme: „Herr Graf! Herr Graf!" Robert glaubte nicht, daß dieser Ruf ihm gelten sollte, doch wiederum ertönte der Ruf, er drehte sich um, der Jude stand vor ihm, welcher die Reise mit ihm nach Hamburg gemacht hatte:

„Herr Graf, Sie werden entschuldigen, daß ich Sie gerufen habe, aber ich dachte, der Herr Graf ist fremd, vielleicht kannst Du ihm nützlich werden. — Sie kennen mich doch noch, Herr Graf?"

„Wie sollte ich nicht, es ist ja noch gar nicht so lange her, daß wir zusammen reisten. Was wünschen Sie von mir?"

„Wünschen? Herr Graf, wünschen? Ein armer Jude darf nicht wagen zu wünschen, ich wollte nur fragen, ob ich Ihnen vielleicht in etwas behülflich sein könnte? Der Herr Graf ist jung, schön, reich, vornehm, der Herr Graf hat Bedürfnisse, es sollte mir eine Freude gewähren, wenn ich Ihnen in einer oder der andern Angelegenheit durch meine Dienste nützlich werden könnte."

„Für jetzt muß ich danken, vielleicht später einmal."

„Gut, Herr Graf, ich hoffe auf die Ehre Ihres Besuches, wenn Sie einmal hierher zurückkehren, so finden der Herr Graf mich stets im Laden, dort ist derselbe.“ Der Jude zeigte nach einem prächtig decorirten Laden, welcher die Firma trug: Magasin des Modes de Jaques Myrow.

Der Graf erstaunte über den Reichthum der ausgelegten Waaren; der Jude betrachtete schlau des Grafen Züge und bemerkte den guten Eindruck, den der Anblick des Ladens machte: „Wenn mein Weg mich wieder hierher führt, werde ich Sie in Ihrem Laden besuchen, Sie scheinen eine ziemliche Auswahl von Modeartikeln zu führen. Vielleicht kann ich etwas davon gebrauchen.“

„Wenn der Herr Graf die Gnade haben will, sich des armen Juden Jacob Myrow zu erinnern, wird dieser glücklich sein, den Herrn Grafen unter seinem Dache bewillkommnen zu dürfen.“

Dieser knechtische Ton gefiel Robert nicht, er wandte sich um und entfernte sich mit den Worten: „Ich werde später zurückkehren. Adieu!“

Der Jude verbeugte sich noch mehrmals sehr tief, obgleich Robert davon schritt, ohne sich umzublicken, und ging dann wieder in seinen Laden zurück. Er war zufrieden, den Grafen getroffen zu haben, ohne ihn suchen zu müssen und besonders lieb war es ihm, daß der Fürst

Derbikow wahrscheinlich nicht mehr in Moskau weilte, denn diesen konnte der Jude nicht leiden: Fürst Derbikow behandelte ihn russisch.

Robert durchschritt die Straßen Moskaus in seinen Pelz gehüllt und freute sich des regen Treibens, er stellte Vergleiche an zwischen Rußland und seinem Vaterlande — denn das Denken hatte ihm sein Freund erlaubt — und war so in sich versunken, daß er ein sehr hübsches Mädchen gar nicht bemerkte, welche sich an ihn herandrängte, in der unverkennbaren Absicht, mit ihm zu sprechen. Endlich bemerkte er dasselbe; es drückte ihm eine Karte in die Hand und verschwand in einem der nahen palastähnlichen Gebäude. Robert hatte dem Mädchen nachgesehen, er sah sich das Haus an, in welches sie verschwand, er konnte sich dies Verfahren nicht erklären. Er sah die Karte an, eine Einladung stand darauf mit Schriftzügen, welche nur von einer Dame herrühren konnten, wer war die Dame? — Wer kannte ihn in Moskau? — Er zerbrach sich den Kopf, konnte aber keine Erklärung finden.

Er las die Karte noch ein Mal, kein Name, nicht einmal ein Anfangsbuchstabe ließ ihn eine Vermuthung aufstellen. Die Einladung bestand in wenig Worten und gab nur die Zeit und den Ort an. Die Zeit war Nachmittag fünf Uhr, der Ort das Haus, in welches

die Ueberbringerin verschwunden war. Robert besann sich lange, was er thun sollte, doch die geheimnißvolle Art und Weise, wie ihm diese Einladung zugegangen war, bewog ihn, dieselbe anzunehmen; er sah sich noch einmal den Palast an, um am Abend nicht auf Irrwege zu kommen und lenkte seine Schritte nach seinem Hôtel.

Die Mittagstafel war zu Ende; war Robert bei Empfang der Einladung in Zweifel gewesen, ob er sie annehmen sollte oder nicht, so konnte er jetzt kaum die Zeit erwarten, wo er sein Abenteuer bestehen sollte. — Endlich zeigte seine Uhr die vierte Stunde, er verließ sein Hôtel und durcheilte in unerklärlicher Hast mehre Straßen der Stadt, kam aber dabei seinem Ziele immer näher; endlich betrat er die Straße, in welcher das Haus stand, welches ihm zum Ort des Rendez-vous bestimmt war, da schlug die Glocke fünf Mal.

Robert eilte nach dem angegebenen Hause; dasselbe hübsche Mädchen, welches ihm heute Morgen die Einladung überbrachte, schien schon längere Zeit zu warten. Sowie sich das Mädchen überzeugt hatte, daß Robert dieselbe Person von heute Morgen sei, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn einen dunkeln Gang des Hauses mit den Worten: „Folgen Sie mir nur willig, Sie haben nichts zu befürchten.“

Als sie am Ende des Ganges angekommen waren

wendete sich das Mädchen und sie stiegen eine äußerst schmale Treppe hinauf; hier stand es still, nahm einen Schlüssel und schloß eine Thür auf, eine zweite, wie es schien, Tapetenthür wurde aufgestoßen, und Robert befand sich in einem warmen, mit weichen Teppichen ausgelegten Zimmer. Das Mädchen ließ Roberts Hand los und in demselben Augenblick erhellte sich das Zimmer, eine Wachskerze war von der Dienerin angezündet worden.

„Wollen Sie vielleicht ablegen, Herr Graf?" fragte das Mädchen Robert, hatte ihn aber auch in demselben Augenblick seines Ueberwurfs schon entledigt.

„Wo führen Sie mich hin?" fragte Robert, als er bemerkte, daß er sich in einem Zimmer befand, welches von dem Reichthum seines Besitzers Zeugniß gab.

„Wir sind am Ziele, wollen Sie gefälligst eintreten?" Bei diesen Worten öffnete sie die Thür des Nebenzimmers, aus welchem ihm fast betäubende Wohlgerüche entgegenströmten.

Robert trat in das nur halb erleuchtete Zimmer ein, kaum war er darin, als das Mädchen die Thür, ohne zu folgen, zumachte. Noch war Robert unschlüssig, was er thun sollte, als ihn eine wohlklingende weibliche Stimme anredete: „Das nenne ich echt französisch, den Wunsch einer Dame zu erfüllen, ohne sie zu kennen. Seien Sie mir herzlich willkommen!"

Robert blickte nach der Ottomane, von welcher der Ton kam und erkannte ein weibliches Wesen, welches im reizendsten Negligée darauf nachlässig hingestreckt lag. Er war sprachlos vor Erstaunen, denn noch hatte er keine Dame in diesem Anzuge getroffen. Die Dame bemerkte seine Verlegenheit und benahm ihm dieselbe mit den Worten: „Herr Graf, wenn ich bitten darf, so nehmen Sie Platz.“ Robert wollte von einem Stuhl Gebrauch machen, doch die Dame hinderte ihn daran. „Nicht doch, an meiner Seite werden Sie wol ein Plätzchen finden; Sie fürchten sich doch nicht vor mir?“ fragte sie lächelnd.

„Furcht kenne ich nur dem Namen nach, dennoch muß ich gestehen, daß in Ihrer Nähe ein Gefühl sich meiner bemächtigt hat, wofür ich keinen Namen weiß.“ Während dieser Worte hatte sich die Dame emporgerichtet und zog Robert auf die Ottomane an ihre Seite nieder.

Als Robert sich an der Seite der Dame niederließ, durchbebte ihn ein Gefühl, als wollten ihm die Adern zerspringen; eine unbekannte Gluth, ein nie gekanntes Feuer durchzuckte seinen Körper. Die Dame bemerkte Roberts Aufregung.

Jetzt hatten sich des Grafen Dumont Augen an das Halbdunkel gewöhnt und er konnte die Züge, das Ge=

sicht, die Formen der unbekannten Dame erkennen. Es war ein Frauenzimmer, man mag uns den Ausdruck entschuldigen, da wir nicht wissen, ob Frau oder Mädchen, von ungefähr 26 Jahren, schön und üppig gebaut, das Gesicht zart und fein, die dunkeln Augen von verzehrender Gluth belebt, mit einem Wort, ein Weib zur Liebe geschaffen. Daß in der Nähe dieses Frauenzimmers in dem verführerischen Anzuge, welcher verborgene Reize nur widerstrebend verhüllte, Roberts Gefühle zur Flamme emporschlugen, war um so natürlicher, als er noch wenig die Verführungskünste der sogenannten höhern Stände kannte.

Der Stadt der Verführung, Paris, war es nicht gelungen, Roberts Grundsätze zu erschüttern, ob er auch Moskau siegreich verlassen wird? — —

„Mein Freund," begann die Dame, „ich erlaube mir diesen Namen in der Hoffnung, daß ich denselben bald mit Recht gebrauchen darf, Sie sind erstaunt über die Art und Weise meiner Einladung, noch mehr aber über die Einführung Ihrer mir werthen Person bei mir. Aber Einladung und Einführung sprechen dafür, daß ich Ihnen ganz mein Vertrauen geschenkt habe; wollen Sie durch Verrath eine unglückliche Frau noch unglücklicher machen?"

Bei diesen Worten lehnte sie ihr Köpfchen auf Ro-

berts Schultern, ihn mit ihren schmachtenden Augen in's Auge sehend; Robert verging fast vor Gluth und Wonne. „Nein, schönste der Frauen, ich werde Alles, Alles aufbieten, Sie glücklich zu machen, fürchten Sie keinen Verrath, ich kenne keinen Verrath."

Die Dame nahm Roberts zitternde Hand in die ihrige, der Pulsschlag des Grafen war hörbar; sie fuhr in ihrer Erzählung fort: „Ich bin die Tochter des Fürsten M.; als ich die Kinderjahre zurückgelegt, wurde mir mancher Antrag zur Ehe gemacht, mancher Antrag, wodurch ich hätte glücklich werden können, ich wählte den Fürsten Z. und ward durch diese Wahl unglücklich, denn Fürst Z. war ein Wollüstling, er nahm mich zur Gattin, weil ich damals schön genannt wurde."

„Und gewiß mit einem Recht, wie noch nie ein Mädchen darauf Anspruch machen konnte," fiel hier Robert ein, die Hand der schönen Frau mit Leidenschaft an seine Lippen pressend.

„Hätte ich nie ein Recht auf einen solchen Anspruch gehabt, ich wäre gewiß glücklicher. — Der Fürst wurde mein Gatte, ich war glücklich — ach, nur um später doppelt mein Unglück zu fühlen. Das erste Jahr unserer Ehe war ein glückliches zu nennen, denn jeden Wunsch sah mir mein Gemahl in den Augen ab, er lebte nur für mich, ich nur für ihn. Meine Liebe kannte keine

Grenzen, für meinen Gemahl wäre ich mit Wollust zum Tode gegangen, denn ich war seiner Liebe, seiner Treue gewiß. — Schreckliche Täuschung, ich war betrogen. — Schon im zweiten Jahre unserer Ehe wurde mein Gemahl kälter, seine Liebkosungen athmeten nicht mehr die Sehnsucht unbekannter Gefühle; mein Gemahl war übersättigt, er kannte nicht den hohen Genuß der geistigen Liebe, er war Cyniker. — Ich ertrug Jahre lang seine Kälte; noch immer hing ich mit Liebe an dem Manne, der mir zuerst das unbekannte Gefühl eines heißen Verlangens in dem jungfräulichen Busen erweckt hatte; wäre er zurück in meine Arme gekehrt, noch hätte ich ihn angebetet, denn die wahre Liebe des Weibes ist groß, übergroß. — Der Mann kennt nur Leidenschaft, bald ist diese verraucht, dann ist er nur noch Mensch; das Weib liebt auch mit Leidenschaft, aber diese Leidenschaft ist endlos, ewig. Wird aber das Weib aus seinem Himmel gerissen, dann haßt es aber auch mit derselben Leidenschaft, vom Engel sinkt es zur Furie herab."

Das dunkle Auge der schönen Frau glühte von einem dämonischen Feuer, jede Fiber ihres Körpers war in Aufregung, ihr Busen wogte. Robert staunte das schöne Weib sprachlos, aber mit innigen Gefühlen an. Nach einer kleinen Pause fuhr die Erzählerin fort: „Mein Gemahl, ein Egoist, suchte Zerstreuung, ich war nicht

länger als kurze zwei Jahre im Stande, ihn zu fesseln, was er suchte, fand er in den Armen von Moskaus verworfensten weiblichen Subjecten; einige Jahre blieb mir meine Schande verborgen, ich sage meine Schande, denn ich mußte mich mit jenen Subjecten in die Liebkosungen meines Gemahls theilen, können Sie ein solches Gefühl fassen? — wäre sie mir ewig verborgen geblieben, doch meines Gemahls zügelloses Leben ward mir verrathen, ich erfuhr Alles — Alles. — Im ersten Augenblicke tauchten schreckliche Gedanken in meiner Seele auf, ich stand auf dem Punkte, Verbrecherin zu werden, ich schwankte zwischen der Wahl einer Selbstmörderin oder — Gattenmörderin. Mein guter Engel siegte, ich blieb rein von diesem furchtbaren Verbrechen, doch, was nun beginnen? — Noch hielt ich eine Verleumdung für möglich, ich mußte Gewißheit haben. — Mein Gatte kehrte gewöhnlich spät nach Hause zurück, jedoch diesen Abend erwartete ich seine Rückkehr, einem Diener den Befehl gebend, meinen Gemahl sogleich zu mir zu schicken, wenn er nach Hause kehrte. — Mitternacht war längst vorüber, als mein Gemahl von einer Orgie erschöpft ankam, dennoch achtete er noch meiner Bitte und erschien, aber in welchem Zustand — von Wein geröthet, aufgeregt, benahm er sich selbst in meiner Gegenwart auf eine solche Art und Weise, daß der letzte Funken

Liebe, nein nur noch Achtung in mir erlosch. Seine Erscheinung bürgte für die Wahrheit dessen, was man mir mitgetheilt, dennoch wollte ich die Bestätigung aus seinem Munde und erhielt sie von ihm mit einer an Rohheit grenzenden Nichtachtung gegen mich, seine Gattin."

„Ich zerfloß fast in Thränen, doch mein Gemahl achtete nicht darauf, sondern entfernte sich und überließ mich meinen Schmerzen. Oft schon hätte ich mich an dem Gemahl rächen können, mein besseres Ich hielt mich aufrecht, doch um kurz zu sein, überspringe ich die Jahre meines Grams, meines Kummers, da ich jetzt hoffen darf, einen Freund, eine Stütze gefunden zu haben, denn als ich Sie das erste Mal an des Fürsten Derbikow Seite erblickte, flüsterte mir eine innere Stimme zu: Diesen Mann hat Dir der Himmel gesendet. — Daß Sie ein edler Mann sein mußten, war gewiß, denn Fürst Derbikow ist Ihr Freund und dieser kennt nur edle, hochherzige Männer. Aus diesem Grunde wagte ich es, mich Ihnen anzuvertrauen, aber sollten Sie jemals einen Verrath an mir begehen wollen, dann kehren Sie um, verrathen Sie in diesem Augenblicke eine Unglückliche, ehe Sie diese ganz vernichten." Sie schmiegte sich an Robert an, schlang den vollen, runden Arm um dessen Nacken, schaute ihn mit den dunkeln, feurigen

Augen, welche feucht erglänzten, bittend an; Robert hätte ein Gott sein müssen, um hier kalt zu bleiben.

„Wenn ich mir durch einen Verrath an Ihnen das Weltall erkaufen könnte, so würde ich dennoch darauf verzichten, denn dieser Augenblick wiegt mehr auf, als ein Weltall!" rief Robert begeistert aus, — er war seiner Sinne kaum mächtig.

„Junger Mann, übereilen Sie sich nicht, bedenken Sie, wem Sie sich verpflichten. — Der Gattin eines Fürsten."

„Ja! aber eines Fürsten, der nicht Werth ist, solchen Edelstein zu besitzen."

„Wenn aber unser Bund dem Fürsten verrathen würde?"

„Dann steht ihm jede Genugthuung zu Diensten. Auch ich bin Edelgeborner, auch ich trete mit Fürsten in die Schranken."

„Können Sie aber einem Manne in dieser Beziehung die Ehre wiedererstatten?"

„Ein Mann, der einen Engel um öffentliche Dirnen verräth, kennt keine Ehre. Ich wage es, ich verpflichte mich Ihnen."

„Mein Gemahl kümmert sich allerdings nicht um mich; wenn er aber unser Geheimniß erfahren sollte, dann, mein Freund, dann zittre ich für Ihr Leben.

Fürst Z. ist bekannt als Händelsucher, gefürchtet als Duellant."

„Furcht ist mir unbekannt, denn auch ich bin geübt in allen Waffen, aber wenn das auch nicht der Fall wäre, für Sie hebe ich den Handschuh gegen eine Welt auf." —

„Trotz aller Gefahren wollen Sie mir Freund werden, jetzt darf ich Ihre Freundschaft annehmen, denn Sie kennen die Gefahr, in welche Sie durch dieses Opfer, welches Sie mir bringen, gerathen können und weichen nicht zurück. Jetzt erst sind Sie mir willkommen, denn Sie haben die Prüfung überstanden, Sie sind würdig, mir Freund zu sein, mir vielleicht mehr als Freund zu werden, wenn Sie frei und ungebunden sind."

„Ich bin frei, freier als Sie vermuthen können, der freieste meiner Nation. — Doch ich bin in Rußland —"

„Aber an dem Herzen einer Freundin," fiel hier die Fürstin ein, während sie Robert an ihr Herz zog, „an dieser Stelle dürfen Sie sprechen, hier lauscht kein Verräther, wir haben ein Geheimniß zu bewahren, das Mißtrauen sei zwischen uns verbannt. Offenheit gegen Offenheit!"

In diesem Augenblick gedachte Robert der letzten Worte seines Freundes, der Warnung desselben, sich keinem Weibe anzuvertrauen. Er sah der Fürstin prü-

fend in's offene Auge, dann umschlang er sie mit seinem Arm und sagte mit Feuer: „Nein, hier kann kein Verrath lauern, in diesen Augen liegt Wahrheit; ein Vergehen an der Menschheit wäre es, wollte ich zweifeln. Vergeben Sie dem Sünder, der es wagte, einen Augenblick Mißtrauen zu hegen, doch — die Menschen machten mich mißtrauisch, daß ich selbst an Engeln irre werden konnte."

Die Fürstin hatte des Grafen Zweifel bemerkt, ihrer Beobachtung war der kurze Kampf in Roberts Innern nicht entgangen; um so freier athmete sie jetzt, als sie nun das Resultat dieses Kampfes in des Grafen Geständniß vernahm. Um jedoch wiederkehrende Kämpfe in Roberts Brust zu verhindern, zog sie ihn an sich und lispelte mit von Thränen unterdrückter Stimme: „Also auch Sie konnten an diesem Herzen zweifeln?"

Bei diesen Worten kam der Mund der Fürstin des Grafen Antlitz so nahe, daß der Hauch der Fürstin ihn fühlbar berührte; hatte er bis jetzt seine Gefühle noch unterdrückt, so war er dennoch in diesem Augenblicke nicht mehr Herr derselben, der glühende Athem der Fürstin schien seine Sinne zu verwirren, er umschlang die Fürstin, ein heißer, ein unendlicher Kuß verschmolz ihn und die Fürstin in ein Wesen.

Diesen Kuß, diese Umarmung, die ersten Beweise,

daß auch Robert lieben konnte, hätte derselbe nicht um die Schätze der Erde hingegeben, denn welche Seligkeit er genoß, davon zeugte seine mächtig klopfende Brust, der rasche Pulsschlag seines Blutes, das freudige Erzittern jeder Fiber, das glühende Gesicht, welches er an dem Busen seiner Freundin barg. — Diesen Augenblick hätten ihm alle Schätze der Erde nicht ersetzen können.

Auch die Fürstin erkannte erst in diesem Augenblick, wie mächtig, wie groß, wie stark die erste Liebe ist, denn dieser Augenblick war die Verschmelzung zweier Seelen in eine. Es war dieser Augenblick Roberts erster Triumph der Liebe.

X.

Während Robert im Taumel der ersten Liebe schwelgte, thürmte sich ein schweres Ungewitter über seinem Haupte zusammen, während derselbe noch in den Armen der schmachtenden, liebeglühenden, liebebegehrenden Fürstin in den süßesten Gefühlen erbebt, führen wir den Leser dahin, wo Roberts Sturz beschlossen wird.

In der nächsten Vorstadt von Roberts Hôtel aus lag

ein ziemlich ansehnliches Grundstück, ein Wohngebäude stand darauf, welches den Namen eines Palastes hätte führen können, wenn es nicht so vernachlässigt worden und der Besitzer nicht ein Jude gewesen wäre. Wir treten in dieses Haus ein und begeben uns sogleich in die erste Etage, wo in einem der Zimmer ziemlich laut gesprochen wird. Wenn wir das Innere dieses Zimmers betrachten, so will uns die Ordnung und Reinlichkeit gar nicht vereinbar scheinen mit der äußerlichen Vernachlässigung des stattlichen Gebäudes, doch der Zweifel wird schwinden, wenn wir die Besitzer des Hauses kennen lernen.

Sowie wir in das erwähnte Zimmer eintreten, finden wir zwei Männer vom Stamme Judá im eifrigen Gespräch und erkennen in dem einen sogleich den jüdischen Kaufmann, welcher mit dem Fürsten Derbikow und Robert die Seereise nach Hamburg von Frankreich aus machte. Der andere Mann, ebenfalls Jude, schien bei einer weniger aufmerksamen Beobachtung schon dem Greisenalter anzugehören, obschon seine Bewegungen, seine Sprache, seine Mimik dieser Annahme widersprach. Sein Haar, sowie sein langer Bart waren allerdings gebleicht, sein Gesicht glich einem durchfurchten Acker, sein Gesicht hätte man Ehrfurcht gebietend nennen können, wenn nicht die listigen, stechend grauen, sich ewig bewe-

genden Augen dem aufmerksamen Beobachter gezeigt hätten, daß hier die Natur der Verstellung zu Hülfe kam. Selbst die hohe, aber dabei etwas gedrückte Gestalt des Juden schien für ein höheres Alter zu sprechen, denn es schien, als habe vieljähriger Kummer, manche Sorge und Noth die kräftige Gestalt gebeugt, dem Haar dies Achtung gebietende Ansehen verliehen.

Dies Alles war Täuschung, der Mann hatte eben das funfziger Jahr angetreten, aber Speculationen, ängstliches Haschen nach jeder Gelegenheit, Geld zu verdienen, angestrengteste Arbeit, immerwährende Sorge, eine gewagte Speculation verunglücken zu sehen, hatten ihn vor der Zeit zum Greise gemacht. Doch als echter Speculant zog er sogar aus diesem Umstande Nutzen, indem er das ehrwürdige Aeußere nur gebrauchte, sich Vertrauen zu erschleichen und um so sicherer sein Opfer zu verderben. Jedes Mittel war ihm zur Erreichung eines Zweckes recht, und wenn es auch unter Juden Jesuiten geben sollte, so durfte man diesen als einen würdigen Anhänger jener Gesellschaft betrachten, denn Alles war in ihm vereinigt, um ihn zu einem gefährlichen Menschen zu machen, Heuchelei, Eigennutz, Habsucht, Gewissenlosigkeit, Rachsucht, Betrug, Ehrlosigkeit, und dies Alles verstärkt unter der Maske ehrwürdigen Alters.

Wenn nicht die Augen mitunter einen Blick in das

Innere dieses Mannes dem höchst aufmerksamen Beobachter gestattet hätten, so wäre er gewiß stets als Muster eines guten alten Mannes einhergeschritten, denn seine Gaunereien, seine Niederträchtigkeiten führte er mit solcher Vorsicht und solcher Verschwiegenheit aus, daß selten Jemand etwas davon erfuhr.

Manche Spitzbüberei des alten Schurken ward mitunter ruchbar, doch schlau verbarg er sich dann hinter der Maske der Ehrlichkeit und verstand sich lieber zu einem für ihn nachtheiligen Vergleich, als mit der Polizei in Berührung zu kommen und täuschte durch solches Benehmen die Menge, welche in dem alten Abraham Jussuf immer einen braven Mann sah.

Aber es gab auch Leute, welche heller sahen und in dem Juden nur einen Betrüger, einen Schurken erblickten, dennoch wagten sie nicht, es auszusprechen, denn Jussuf war ein mächtiger Feind, er stand im Solde der Regierung; diese benutzte ihn als Spion, und einen brauchbarern hätte sie wol nicht finden können, denn Jussuf war der verschmitzteste Bösewicht, ihm standen alle Juden Moskaus zu Diensten, er entdeckte jedes Geheimniß.

Also dieser und der uns schon bekannte jüdische Kaufmann Myrow waren hier beisammen, zu welchem Zweck? — Lassen wir sie selbst sprechen. Der alte Jussuf nahm

jetzt zuerst das Wort: „Ihr vermuthet zwischen dem Franzosen und dem Fürsten ein Einverständniß? - Habt Ihr Beweise dafür?“

„Allerdings!“ entgegnete der Andere, „als wir die Reise von Frankreich nach Hamburg machten, hat die Bekanntschaft zwischen Beiden ihren Anfang genommen, daß dieses intime Verhältniß aber noch andere Zwecke hat, glaube ich annehmen zu können, da ich öfter Beide im eifrigsten Gespräch antraf, welches sie aber jederzeit beendeten, sobald sie mich erblickten. Der Franzose überhaupt scheint mir nur politischer Gesinnung wegen Frankreich verlassen zu haben, denn seine Abreise aus seinem Vaterlande glich eher einer Flucht, als einer Vergnügungsreise.“

„Wenn der Franzose Frankreich politischer Verhältnisse wegen verlassen hat, so werde ich wahrscheinlich in diesen Tagen auf ihn aufmerksam gemacht werden; ist er wirklich gefährlich, so dürfte aber für mich ein gutes Geschäft zu machen sein, wenn ich der Regierung ohne Aufforderung Beweise bringen könnte. Wie aber sind diese zu erlangen?“

„Er wird mich in der nächsten Zeit in meinem Laden besuchen, ich werde dann bemüht sein, ihn zu bewegen, seine Briefe aus Frankreich an mich adressiren zu lassen, gelingt dies, so haben wir leichtes Spiel, denn

aus den Briefen läßt sich gewiß manches entnehmen. Wenn er nur nicht gegen mich Argwohn hegt, Fürst Derbikow scheint ihn sehr gut instruirt zu haben, dennoch hoffe ich das Beste."

„Gut, könnt Ihr den Franzosen dazu bewegen, daß er die Briefe durch Euch empfängt und liefert Ihr mir einen Beweis seiner politischen strafbaren Gesinnungen, so verlaßt Euch darauf, daß auch Ihr bedacht werden sollt. Vielleicht kann ich Euch dadurch am Ende selbst der Regierung empfehlen und dann habt Ihr ein gutes Einkommen. — Habt Ihr schon den Grafen beobachtet, welchen Leidenschaften er huldigt?"

„O ja, doch habe ich leider noch nichts entdeckt. — Vielleicht komme ich heute noch hinter eine Leidenschaft desselben, wenigstens habe ich gegründete Ursache, dies anzunehmen; der Graf erhielt heute eine Einladungskarte auf eine sehr verdächtige Weise zugesteckt, hoffentlich erfahre ich, von wem diese Einladung ausgeht, wahrscheinlich ein Liebesabenteuer mit einer der verbuhlten Damen unserer Stadt, doch wer weiß, diese Entdeckung führt uns dann am Ende zu andern Entdeckungen."

„Ihr laßt also den Grafen beobachten?"

„Ja wohl, sehr aufmerksam."

„Das ist gut, bringt mir morgen das Resultat Eurer Beobachtung und dann wollen wir vereint handeln."

„Ich hoffe sogar, morgen mit dem Grafen selbst zu sprechen, denn mein Laden schien einen guten Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Sollte er von mir kaufen, so werde ich ihm einzureden suchen, daß nur Briefe an Handelshäuser uneröffnet anlangen; er wird dann schon von selbst zugreifen, und wir haben ihn gefangen.“

„Der Plan ist gut ersonnen, er macht Euch Ehre,“ fiel mit teuflischem Lächeln Jussuf ein, „Ihr seid ein wackrer Helfer, wir wollen dies Mal ein Compagnie-Geschäft machen. Eigentlich ist es gegen meine Grundsätze, doch da Ihr mich erst auf dies Unternehmen gebracht habt, so will ich eine Ausnahme mit Euch machen, Ihr seht, ich meine es ehrlich mit Euch, denn ich biete Euch die Compagnie an, was ich noch nie gethan habe; schon oft ist mir von Andern ein Geheimniß mitgetheilt worden, ich habe es dann allein benutzt und die Procente allein bezogen. Aber ich kann auch ehrlich sein, Ihr sollt dies Mal mit gewinnen, aber Ihr müßt auch handeln, Ihr müßt den Franzosen fangen; ich reiche dann die Schriften ein, aber in Petersburg nicht hier, reichen wir hier unsern Bericht ein, dann gehen uns Procente verloren, nicht wahr Myrow, wir wollen nichts verlieren, wir wollen den Lohn allein? — Ihr kennt noch nicht dies Treiben, ehe ein Bericht nach Petersburg in dieser Beziehung gelangt, gehen uns wenigstens 25

Procente verloren, diese bekommen wir gar nicht in die Hände, das Geld ist verloren, ehe wir's haben. Denkt Euch, 25 Procente."

„Nun, dies Geschäft überlasse ich Euch, Ihr kennt die Schliche genau, Ihr könnt die Klippen umschiffen, Ihr bringt das Sümmchen ganz ein, Ihr seid vertraut mit dieser Arbeit."

„Ob ich vertraut bin, gewiß Myrow, ich kenne Alles, ich kenne sogar Euch, — aber fürchtet nichts, Ihr seid ein guter, ein getreuer Unterthan, ein echter Russe, Ihr handelt stets im Interesse des Kaisers, wenn Ihr auch einmal nicht richtig die Steuern bezahlt. Laßt's gut sein, das thut nichts, Ihr laßt den Mauthbeamten auch etwas zu Gute kommen; was thut's, ob ein Ballen einen Centner oder vier Centner wiegt. — Ihr seid dennoch dem Kaiser ein treuer Unterthan, wenn Ihr auch manche Kiste Seide als Baumwolle einführt, Ihr müßt sie ja immer noch versteuern, freilich profitirt Ihr dabei etwas und der Kaiser büßt nichts ein, denn er bekommt doch nur das, was ihm die Großen zukommen lassen. Seht, guter Myrow, so wie ich Euch kenne, so kenne ich ganz Moskau, jedes Handelshaus ist mir bekannt, ich weiß Einnahme und Ausgabe desselben, ich kenne Alles. Aber wie gesagt, guter Myrow, fürchtet nichts von mir, ich bin verschwiegen, Ihr seid mein Freund,

Ihr seid sicher, denn Ihr braucht mich nicht zu fürchten. Ich bin heute guter Laune, wir wollen noch ein Stündchen beisammen bleiben, wir trinken eine Flasche Wein, Rebecca soll uns Gesellschaft leisten; Ihr seht meine Rebecca auch gern, — nun wer weiß, Ihr seid ein braver Russe, 's ist nichts unmöglich in der Welt."

Der alte Jussuf stand von seinem Sitz auf und rief in ein Nebenzimmer: „Rebecca, bring' uns eine Flasche Wein."

Wenige Minuten nach diesem Befehl Jussufs trat eine Jungfrau ein, es war Rebecca, des alten Jussufs Tochter, und brachte Wein nach des Vaters Willen. Wenn man dies Mädchen in Moskau die schöne Jüdin nannte, so geschah ihr durch diese Benennung kein großes Unrecht, denn Rebecca war nicht nur die schönste Jüdin, sondern das schönste Mädchen, welches Moskau in seinen Mauern barg.

Rebecca war eine vollkommene Schönheit, wie sie ein Raphael nicht besser in Einklang mit seinen Madonnen hätte bringen können; der Gang dieses Mädchens war so elastisch, so schwebend, daß man versucht ward, zu glauben, die Fußspitzen desselben berührten den Boden nicht. Das rabenschwarze, glänzende Haar hing in kunstlosen Flechten über den vollen, blendend weißen Nacken hinab. In dem ovalen Antlitz leuchteten die Augen mit

einem Feuer, das zu zünden schien, und dennoch weilte das Auge des Beschauers gern in der wohlthuenden Gluth dieser Augen. Die orientalische, etwas gebogene Nase gab dem so unbeschreiblich freundlichen Gesichtchen einen erhabenen Ausdruck; die schwellenden rothen Lippen ließen beim Lächeln dieses reizenden Wesens ein Paar Reihen glänzend weißer Zähne sehen. Ihr Vater hatte nichts an der Erziehung dieser, seiner einzigen Tochter gespart, sodaß in diesem schönen Körper eine schöne Seele wohnte. War es ein Wunder, daß der Alte sie gleich einem Edelstein hütete? Freilich verfolgte er dabei selbstsüchtige Zwecke. Oft pflegte er zu sich selbst zu sagen: „Deine Rebecca ist ein edler Stein, ein edler Stein darf nicht angehaucht sein, er findet sonst keinen Käufer; Deine Tochter ist ein geschliffener, edler Stein, viele, viele Rubel kostet dieser Stein zu schleifen, darum gieb Acht, alter Jussuf, daß man Dir nicht den Glanz Deines Edelsteins raubt, ehe er bezahlt ist, ganz bezahlt ist."

Der alte Jussuf sah ganz richtig in seiner Tochter einen Edelstein; daß aber dieser Edelstein Leben, Geist, Seele besaß, das kümmerte ihn wenig; wenn die Auction dieses edlen Steins vor sich ging, bekam der Meistbietende denselben, gleich viel, ob er auch ein Kenner edler Steine sei, oder ob er sich den Stein nur zum Spielwerk erstand.

„Hier bringe ich den Wein, Vater, den Du gewünscht, willst Du auch etwas zum Abendmahl?“ fragte Rebecca mit dem silberreinen Klang ihrer schönen Stimme, während sie Flasche und Gläser hinsetzte.

„Nein, meine Tochter, wir wollen nur ein Glas Wein trinken, Du sollst uns denselben durch Deine Gegenwart würzen.“

„Bin ich Dir so selten geworden, daß ich Dir durch meine Gegenwart den besten Wein erst würzen könnte?“

„Nicht mir, Rebecca, unserm Gast, meinem Freunde soll diese Würze gelten.“

„Wenn es mein Vater befiehlt, gehorcht Rebecca stets.“ Sie ließ sich auf einen Stuhl am Tische nieder, doch das sonst so freundliche Gesicht schien Unmuth zu trüben, sie sprach wenig und nur, wenn sie gefragt wurde.

Myrow verschlang mit den Blicken seines Freundes Tochter, doch wie er sich auch abmühte, einen freundlichen Blick Rebecca's zu erringen, es war umsonst, das schöne Mädchen blieb ernst.

Als der Kaufmann ihr endlich Neuigkeiten von Modeartikeln, welche er selbst aus Paris mitgebracht hatte, zum Geschenk anbot, antwortete sie ihm, wenn auch nicht pikirt, doch sehr gleichgültig: „Einfachheit ist der Mädchen höchster Schmuck, soll die arme Jüdin durch Putz

noch mehr die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen. Ich danke Ihnen." Des Vaters gedenkend, setzte sie rasch hinzu: „sollte aber der Vater es wünschen, so gehorcht Rebecca."

„Nein, mein Rebecchen, Du hast Deinen freien Willen, was Dir nicht Freude gewährt, brauchst Du nicht anzunehmen."

Myrow war zu klug, um nicht einzusehen, daß er nicht hoch in Rebecca's Gunst stand, er wußte aber auch, daß man sich durch aufdringliches Wesen die Gunst des schönen Geschlechtes nicht erwirbt; des Vaters Vertrauen besaß er, leicht konnte ihm daher auch die Tochter werden, Liebe verlangte er nicht von ihr, Sinnlichkeit nur war es, welche ihm den Besitz der schönen Glaubensgenossin wünschenswerth machte.

Nachdem der alte Jussuf mit seinem Gast die Flasche Wein ziemlich geleert hatte, entfernte sich der letztere mit dem Versprechen, morgen über den Verlauf des neuen Geschäftes zu berichten; daß für Rebecca dies Geschäft ein Geheimniß blieb, ist einleuchtend, denn Rebecca's Charakter war zu edel, als daß der Vater sie in die Karten schauen ließ, obschon er manchmal ihre Hülfe in Anspruch hätte nehmen können.

Als sich Myrow entfernt hatte, benutzte der alte Jussuf die Gelegenheit, seiner Tochter Ansicht über seinen

Freund zu vernehmen. „Warum hast Du dem Myrow nicht die Freude gemacht, eine Wenigkeit von ihm anzunehmen? Er giebt nicht gern, daher mußt Du ihm viel werth sein, daß er Dir freiwillig Geschenke anbietet."

„Er ist Dein Freund, Vater, ich bin ihm sonach Achtung schuldig; doch verbindlich will ich ihm nicht werden, denn mein Freund ist er nicht."

„Und könnte er nicht Dein Freund werden? — Der Jacob Myrow ist ein gar stattlicher Mann, klug und schlau, sein Reichthum ist groß, er ist ein bedeutender Mann in Moskau."

„Er ist mir zu klug und schlau, wäre er dies weniger, dann würde er am Ende meine Freundschaft sich erringen können; doch seine Schlauheit ist gepaart mit List, List führt zur Falschheit."

„Muß unser Volk nicht listig und klug sein? Haben unsre Feinde uns nicht gelehrt, uns durch List für angethane Schmach und Ungerechtigkeit schadlos zu halten? Sind wir nicht aus dem Lande unserer Väter durch die Christen vertrieben worden? Sollen wir uns nicht an ihnen rächen, wie wir können? — Nein, Rebecca, die Klugheit ist unser Erbtheil, wenden wir diese auch zu unserm Vortheil an."

„Gewiß, Vater, die Klugheit anzuwenden, gebietet

uns unser eigener Vortheil, doch die Falschheit im Gefolge der Klugheit zeugt von bösem Character. Willst Du Deine Tochter bösen Menschen opfern? Gewiß nicht."

„Wenn es nun die Klugheit bedingt? Würdest Du Dich weigern, des Vaters Willen zu beherzigen, wenn es zu seinem Vortheil gereichte?"

„Nein, wenn es nichts Böses wäre."

„Würdest Du Dich weigern, einen Christen zu verderben?"

Mit Entschiedenheit antwortete Rebecca: „Ja!"

Mit einem durchdringenden Blick sah der alte Jussuf seiner Tochter in's Gesicht, dann fuhr er listig fort: „Wer hat uns aus dem Lande unserer Väter verjagt? Die Christen. Alle Christen sind daher unsere Feinde; obschon die jetzt lebenden uns nicht vertrieben haben, sind sie doch Nachkommen jener. — Die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, spricht der Herr Zebaoth."

„Nein, Vater, nein, der Gott zu dem wir beten, kann nicht strafen an den Kindern, was die Väter gesündigt haben, wir würden uns schwer an unserm Gott versündigen, wenn wir solches von ihm glauben wollten. Gott ist ein Vater aller Wesen, er ist gütig, barmherzig, seine Langmuth ist ohne Ende; wie könnte ein Vater also gegen seine Kinder verfahren."

Wiederum heftete sich der durchdringende Blick des alten Jussuf auf seine Tochter, dann sagte er mit traurigem Ton: „Meine Tochter, ich fürchte für Dich, werde nicht untreu dem Glauben Deiner Väter, Christen haben Dich angesteckt, wehe dem, der den Glauben seiner Väter verläßt. Willst Du den alten Jussuf zum Gespött werden lassen, willst Du Dich dem Glauben unserer Feinde in die Arme werfen?"

„Nein, Vater, sorge Dich nicht für Dein Kind, Deine Tochter bleibt dem Glauben ihrer Väter getreu, denn die reinen Lehren desselben sind gut, wenn sie auch mitunter entstellt sind."

„Rebecca, Dein Glaube ist nicht fest, Du zweifelst, gedenke der Zweifler, wie wurden sie gestraft?"

Im heiligen Eifer entgegnete Rebecca: „Ungerecht, mit Liebe und Nachsicht mußte man sie auf den rechten Weg zurückführen, nicht aber sie verfluchen."

„Tochter, geh zur Ruh, Du wankst, hüte Dich, daß Du nicht fällst. Gedenke Deiner Mutter, gedenke ihrer letzten Worte, als sie zu Dir sprach: „„Bleibe treu dem Glauben Deiner Väter, damit es Dir stets wohlgehe und Du in Abrahams Schoos kommest!"" Gedenke dieser Worte und bete." Der alte Jussuf, ein echter Jude, legte kummervoll die Hand auf der Tochter Haupt, gleichsam als wolle er sein Kind segnen.

Rebecca stand von ihrem Sitz auf, umschlang den Vater und sprach: „Sei ohne Sorgen, Vater, der theuren Mutter Segen wird mich schützen, wenn ich straucheln sollte, Deine Rebecca ist eine gute Tochter, sie wird Dich nicht in Verzweiflung stürzen.“ Sie reichte dem alten Jussuf die Hand und ging dann langsam nach ihrem Zimmer.

Als die Tochter den Vater verlassen, ging auch dieser nach seinem Lager, doch lange floh ihn der Schlummer, die Sorge um sein Kind ließ ihn nicht schlafen. Der alte Jussuf hätte für Geld Alles gethan, aber seinen Glauben gab er nicht um alle Schätze der Welt, seiner Tochter Glauben stimmte nicht mit dem Seinen überein, er fürchtete für sie. Alles würde er ihr vergeben haben, aber einen Glaubenswechsel nimmer, er hätte des Kindes Ehre für Geld geopfert, doch den Glauben seiner Väter hätte er ihr nicht nehmen lassen. Lange nach Mitternacht schlief er ein, sein Schlummer wurde durch beängstigende Träume gestört, die Nacht war nicht erquickend für ihn.

XI.

Jacob Myrow, der reiche Kaufmann, stand in seinem Laden, als sich die Thür desselben öffnete und Graf Dumont eintrat; nach kurzer Begrüßung ließ dieser sich die neuesten Modeerzeugnisse seines Vaterlandes zeigen und wählte, nach dem Rath des Kaufmanns, dem er ein besseres Urtheil als sich selbst zutraute, eine ziemliche Partie werthvoller Gegenstände aus, worunter auch einige, welche für seinen eigenen Bedarf nicht geeignet schienen, da es Gegenstände für eine Damentoilette waren.

Der Kaufmann, ein schlauer Fuchs, traf die Wahl so, daß Robert Ehre mit diesen Gegenständen einlegen mußte, denn Myrow wußte bereits durch seine Helfer, daß der Graf die halbe Nacht in dem Palast des Fürsten Z. verbracht hatte, folglich wählte Robert für die Gemahlin desselben, denn dieser und nicht dem Fürsten hatte der nächtliche Besuch gegolten. Da Myrow die Fürstin persönlich kannte, so wußte er auch eine passende Wahl zu treffen, und da diese auch zu seiner Kundschaft gehörte, kannte er den Geschmack derselben und konnte diesem durch die getroffene Auswahl huldigen.

Graf Dumont hätte keinen bessern Kauf machen können, alles gut, alles passend und alles billig; Myrow

wollte die längere Bekanntschaft des Grafen machen, daher verkaufte er diesmal ohne etwas zu verdienen. Ohne Ankündigung gab er die Waare zum Einkaufspreis. — Robert war sehr mit dem Kaufmann zufrieden und zahlte die verlangte Summe sogleich aus.

Als das Geschäft beendet war, verflocht der Kaufmann den Grafen in ein Gespräch und leitete dasselbe höchst vorsichtig auf seinen Zweck hin: „Nun, Herr Graf, wie gefällt es Ihnen in Moskau? — Nicht wahr, eine recht hübsche Stadt, und wer Geld genug besitzt, vermißt durchaus nichts, was andere Gutes und Schönes bieten. Allerdings ein wenig theuer, doch diese Theuerung hat einen wohlthätigen Einfluß auf unser Land, dadurch ist noch etwas zu verdienen.“

„Ich finde übrigens nichts zu theuer, was man verlangt, ist stets ausgesucht.“

„Dies kann auch nicht anders sein, denn der Russe zahlt gern die höchsten Preise, dafür macht er aber auch die höchsten Ansprüche. Durch Reisen kennt er das übrige Europa und dessen Industrie, kommt er dann zurück, verlangt er dieselben Annehmlichkeiten, welche er auf seinen Reisen gefunden.“

„Das materielle Wohl scheint dem Russen über alles zu gehen, und es liegt darin eine tiefe Wahrheit, erst das leibliche Wohl, dann das geistige.“

„Sie haben darin vollkommen recht, Herr Graf, auch ist nicht alles so, wie das Ausland über Rußland urtheilt. Allerdings haben wir strenge Gesetze, und dennoch könnte man behaupten, daß die Srenge derselben noch nicht hinreichend sei, denn der gemeine Russe kann nur durch Strenge regiert werden und diese strengen Gesetze sind nur für den gemeinen Russen, der gebildete Theil der russischen Bevölkerung weiß stets Auswege, jedes Gesetz ist zu umgehen, wenn man Geld und Freunde besitzt. Z. B. der Kaufmann könnte nicht existiren, wenn er stets seine Waaren nach dem Tarif versteuern wollte, versteht man sich nur mit dem Mauthbeamten, so geht Seide für Baumwolle, drei Centner für einen Centner in's Land. Briefe an einheimische und fremde höher gestellte Personen unterliegen dann und wann einer Eröffnung, werden diese aber an Kaufleute adressirt, so geschieht es fast nie. Mancher Brief aus England, Frankreich, Deutschland an einen Fürsten gerichtet, geht durch meine Hände; wollte ich bei solcher Gelegenheit erst mein Gewissen befragen, so würde ich bald meine Kundschaft verlieren. Sehen Sie, Herr Graf, so geht es fort in's Unendliche."

„Also Briefe aus Deutschland werden auch geöffnet?"

„Es fragt sich, an welche Personen dieselben gerichtet sind."

„Meine Briefe, welche ich aus Frankreich bekomme, sind an ein Hamburger Handelshaus adressirt, und so erhalte ich meine Briefe stets von Hamburg.“

„Aber unter Ihrer werthen Adresse?“

„Allerdings!“

„Dann werden dieselben auch auf jeden Fall geöffnet, denn Sie sind ein Franzose, und, entschuldigen Sie meinen Freimuth, Franzosen sind der Regierung nicht angenehm.“

„Wenn dem so ist, so würde ich mich auch einer solchen Ausnahmsmaßregel bedienen, um meine Briefe uneröffnet zu erhalten; wenn ich nur ein hiesiges Handelshaus wüßte, welches sich einer so gefährlichen Maßnahme unterzöge?“

„Die Gefahr ist nicht so groß, wenn der Herr Graf mich mit Ihrem Vertrauen beehren wollen, so würde ich gern die Briefe in Empfang nehmen.“

„Wollen Sie dies thun, so bin ich Ihnen Dank schuldig.“

„Mit dem größten Vergnügen. Auch stehe ich Ihnen gern in jeder Hinsicht zu Diensten, befehlen Sie nur über mich.“

„Ich danke für Ihr freundliches Anerbieten, doch in diesem Augenblicke wüßte ich nicht, wodurch Sie mir noch nützlich sein könnten, außer in dem besprochenen

Fall; sollte ich aber in eine Lage kommen, wo ich Ihres Rathes, Ihrer Hülfe bedürfte, so werde ich nicht anstehen, von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Um aber keinen Augenblick zu verlieren, will ich nach Hause gehen und sogleich dem Hamburger Handelshause schreiben, daß meine Briefe unter Ihrer Adresse hierher gelangen."

Der Graf empfahl sich dem Kaufmanne, dieser begleitete ihn unter echt russischen Complimenten bis vor die Thür seines Gewölbes, dann begab er sich zurück. Während der Graf nach Hause eilte, um den betreffenden Brief zu schreiben, machte sich Myrow auf den Weg zu seinem Freund, den alten Jussuf, um diesen von allem zu unterrichten.

Als Myrow bei seinem Freund eintrat, fand er denselben sehr niedergeschlagen, durch die freudige Nachricht hoffte er ihn zu ermuthigen: „Freund Jussuf, alles geht erwünscht, soeben verließ mich der Graf, um einen Brief nach Hamburg zu schreiben, damit künftig an ihn gerichtete Briefe durch mich in seine Hände gelangen sollen, wir sind dadurch unserm Ziel bedeutend näher gerückt. Auch habe ich noch eine Entdeckung gemacht, die uns vielleicht später von Nutzen sein könnte, nämlich der Graf hat ein Verhältniß mit der Fürstin Z. angeknüpft, noch weiß ich zwar nicht, auf welche Art dieser Umstand

zu benutzen ist, doch die Gelegenheit findet sich am Ende von selbst."

„Dann seid Ihr glücklicher in Euren Entdeckungen gewesen, als ich, ich habe zwar auch eine Entdeckung gemacht, aber keine angenehme. Nachdem Ihr mich gestern Abend verlassen, prüfte ich meiner Tochter Gesinnung gegen Euch und wurde bald überzeugt, daß sie Euch nicht gewogen ist; doch dies würde sich am Ende noch geben, aber ich machte eine Entdeckung, die mich jetzt noch schaudern läßt. Meine Tochter schwankt in dem Glauben unserer Väter, sie ist von Christen angesteckt, meine Rebecca wird mich in den Augen meines Volkes schänden."

„Alter Jussuf, was sprecht Ihr da, das ist ja unmöglich, Eure Tochter hat nie mit Christen Umgang gehabt, ist es aber dennoch wie Ihr sagt, so habt Ihr selbst die Schuld daran, denn die hohe Bildung, welche Ihr Eurer Tochter gegeben, hat sie wankelmüthig gemacht. Aber das thut nichts, noch ist keine Gefahr vorhanden, noch seid Ihr Vater Eures Kindes und könnt befehlen. Lassen wir Eurer Tochter noch Zeit, es wird sich geben, sie wird sich Eurem Willen fügen und — meine Gattin werden, obgleich sie noch gegen mich eingenommen ist."

Der alte Jussuf schien durch Myrow's Trostsprüche

wenig erbaut, denn er jammerte fort über den Verlust seiner Tochter. Da Myrow den unglücklichen Vater nicht zu trösten vermochte, entfernte er sich bald wieder und ließ ihn allein, mit dem Versprechen, baldigst wieder zu kommen.

Der Schmerz des alten Jussuf war ein tiefer; als strenggläubiger Jude hielt er es für den größten Schimpf, wenn seine Tochter wirklich abtrünnig werden sollte, doch der Alte war zu ängstlich, Rebecca hatte noch nie den Gedanken gefaßt, ihren Glauben zu ändern und wenn sie es mit thun sollte, so war ihr Vater selbst daran Schuld, denn er hatte ihr zuerst den Gedanken eingeflößt.

Seit dieser Zeit war Jussuf nicht mehr derselbe, seiner Tochter Wankelmuth hatte seinen Muth gebrochen; er hörte Myrows tägliche Berichte über des Grafen Thun und Treiben an, doch das Handeln überließ er fast ganz seinem Freunde. Ein Umstand riß ihn jedoch wieder aus seiner Lethargie, es war dies ein Brief an den Grafen Dumont welchen Myrow für diesen in Empfang genommen und bei dem alten Jussuff erbrochen hatte, durch welchen der Graf bedeutend compromittirt worden wäre, wenn die beiden Schurken denselben an die Behörden übergeben hätten.

Der erbrochene Brief war von einem der Pariser Freunde des Grafen und enthielt eine Schilderung der

Zustände Frankreichs, sogar war von einer wahrscheinlichen Aenderung der bestehenden Staatsform die Rede, doch dies Alles hätte dem Grafen noch nicht den Hals kosten können, wenn der Schluß des Briefes nicht Namen mit Zeichenschrift gebracht hätte, wodurch den Beiden die Gewißheit wurde, daß der Graf sogar mit russischen Großen conspirire, da in dem Schreiben gesagt ward, er solle seine neuen Freunde von dieser Nachricht in Kenntniß setzen; auch wurden darin Papiere erwähnt, welche der Graf im Besitz haben mußte, und welche ein Verzeichniß der Verbündeten wahrscheinlich enthielten.

Jetzt war aber die Frage, auf welche Art sie in den Besitz dieser Papiere gelangen konnten; lange Zeit riethen sie vergebens, da endlich fand der alte Jussuf ein Mittel, welches sie in den Besitz derselben bringen konnte, ein Mittel, zu welchem aber nur ein solcher Charakter, als der des alten Jussuf, schreiten konnte.

„Ich habe ein Mittel entdeckt, wodurch wir zum Ziele gelangen können, wenn mein Plan nicht an der Willfährigkeit einer dritten Person scheitert?"

„Eine dritte Person? Wollen wir unsern Gewinn in noch mehr Theile zerstückeln?"

„Die dritte Person bekommt keinen Antheil an dem Gewinn, aber es ist ein gefährliches Wagstück, dieser Person das Geheimniß anzuvertrauen, bevor wir nicht

der Theilnahme derselben überzeugt sind. — Es ist meine Rebecca."

Erstaunt, gedehnt fragte Myrow, seinen Ohren nicht trauend: „Rebecca? Rebecca, Eure Tochter?"

„Allerdings! Ich habe mir den Plan folgender Weise gedacht: Der Graf ist jung, nicht häßlich, verliebt, aber in wen ist er verliebt? In die Gattin eines Andern. Diese Liebe ist leicht zu beseitigen, wenn wir ihm Gelegenheit geben, eine andere Liebe, eine interessantere anzuknüpfen; meine Rebecca würde die Fürstin Z. bald verdrängen aus des Grafen Herzen, doch wirklich lieben soll sie den Grafen nicht, sondern nur sich liebend stellen, und wenn sie ihn ganz für sich eingenommen, versuchen, die bewußten Papiere in unsere Hände zu bringen."

„Dieser Plan, so schlau er auch berechnet ist, wird nicht gelingen, denn Rebecca wird unsere Ansichten nicht billigen, also auch ihre Theilnahme verweigern."

„Wenn mein Kind auch wankend im Glauben ihrer Väter ist, so ist sie dennoch eine echte Russin, wir müssen ihr den Grafen als einen Verräther schildern, ihr durch scheinbare Gründe das Edle unserer Handlung, den Grafen zu verderben, beweisen; in den Augen meiner Rebecca wird er sinken, sobald sie erfährt, daß er ein strafbares Verhältniß mit der Gräfin Z. angefangen, daß er schon sein Vaterland als Verräther meiden mußte;

daß sie ihn hassen muß, dafür laßt mich sorgen, ich kenne meine Tochter, ihre Vaterlandsliebe ist glühend."

„Gut, wenn aber der Haß Eurer Tochter schwinden sollte und Liebe zum Grafen ihr Herz beschliche?"

Mit durchbohrenden Blicken sah der alte Jussuf dem Sprecher in's Gesicht, dann faßte er ihn krampfhaft bei der Hand und sagte zitternd: „Hat Euch Beelzebub diesen Gedanken eingeflößt? — Ich sollte mein Kind dem Feind selbst in die Arme führen? — Nein, daran habe ich nicht gedacht, mein Plan taugt nichts."

Jetzt überbot Myrow den alten Jussuf an Schlauheit und Niederträchtigkeit, er hatte eine teuflische Idee, aber sie packte den alten Jussuf an seiner empfindlichsten Stelle. „Nicht übereilt, Jussuf, der Plan ist dennoch gut, er muß reiflich überlegt werden. Eure Tochter ist keine wahre Jüdin mehr, leicht ist es daher möglich, daß sie sich dem Christen in die Arme wirft, ein Fehltritt, sie ist entehrt. — — Ruhig, alter Jussuf, laßt mich aussprechen, der Franzose ist in unserer Gewalt, wir können ihn zu jeder Zeit stürzen, das heißt, durch Hülfe Eurer Tochter, wir müssen ihre Hülfe in Anspruch nehmen. Sollte nun wirklich der Fall eintreten, daß Rebecca Liebe zu dem Grafen fühlte, so ist der Zeitpunkt da, wir bringen die Beweise seiner verrätherischen Absichten, Rußland ist groß, Sibirien fern von Frankreich.

— Ihr versteht mich. — Wäre Eure Tochter nun auch wirklich verliebt in den Grafen, wäre sie sogar entehrt, dann bleibt ihr nichts Anderes übrig, als ihre Schande zu verbergen, jede Gelegenheit, dies zu ermöglichen, wird ihr willkommen sein; ich trete dann vor sie hin, um sie zu freien, sie wird, sie muß zugreifen, Euer Kind wird durch mich der Schande entrissen, Rebecca wird dem Glauben unserer Väter erhalten, sie bleibt Jüdin."

Jussuf sah seinem Freund forschend in's Auge, als wollte er die Wahrheit des eben Gesagten aus dessen Blicken lesen, dann entgegnete er: „Was Ihr gesprochen, ist freilich nicht zu verwerfen, aber wer giebt mir Bürgschaft, daß Ihr Euer Wort bei einem unglücklichen Ausgang unsers Unternehmens nicht zurücknehmt? Wollte ich auch die Ehre der Tochter opfern, um sie dem Glauben zu erhalten und Ihr brecht Euer Wort, dann ist meine Rebecca verloren, denn meine Tochter würde, dem Vorurtheil der Menge huldigend, ihrer Schande erliegen, denn auch sie glaubt an die Ehre."

„Wir wollen einen Contract ausstellen, ich mache mich verbindlich, Eure Tochter unter allen Umständen zum Weib zu nehmen, seid Ihr's zufrieden?"

Der alte Jussuf sah sinnend vor sich hin, dann sprach er langsam und bedächtig zu seinem Freunde: „Euer Vorschlag ist gut, doch will er überlegt sein; ist

es Euch Ernst mit Eurem Antrage, so stellt den Contract aus und morgen wollen wir die Sache nach reiflicher Ueberlegung in's Reine bringen. — Ihr seid ein Mann, der noch nicht dem allgemeinen Vorurtheil anheimgefallen ist, Euch kümmert das Urtheil der Menge nicht; seht mal die Großen unserer Stadt, nehmen sie sich nicht mitunter eine Gattin, die als Mädchen im zweideutigsten Rufe stand? Werden nicht Maitressen der Fürsten jedesmal gut versorgt? — Nehmt Euch das reellste Mädchen, Myrow, könnt Ihr einen Eid darauf ablegen, daß Ihr die erste Liebe desselben seid? — Nein! — Wenn meine Tochter den Christen lieben sollte, so haben wir doch die Genugthuung, daß wir uns an ihm rächen können und daß uns dadurch ein ungeheurer Vortheil erwächst. — Nein, Myrow, wir sind Beide Männer, die das Vorurtheil der Menge belachen; ich opfere meine Tochter nicht umsonst, Ihr bekommt dieselbe zur Frau und den Profit theilen wir."

„Also sind wir einig, morgen unterschreiben wir den Contract. — Doch nun macht den Brief wieder zu, damit der Graf nicht bemerkt, daß wir denselben geöffnet haben, um hinter seine Schliche zu kommen."

Jussuf nahm den geöffneten Brief und drückte das Siegel wieder auf, welches er vorher mit einer weichen,

schnell erhärtenden Masse abgedrückt hatte, sodaß selbst das geübteste Auge keine Fälschung entdecken konnte.

Nachdem dieser Betrug vollendet, entfernte sich Myrow, um den Brief selbst dem Grafen zu übergeben; als er in das Hôtel, wo Robert wohnte, eingetreten war, trat auch dieser ein und lud den Kaufmann ein, mit auf sein Zimmer zu gehen. Gern war Myrow dazu gewillt und Beide stiegen hinauf in die erste Etage, in welcher Robert mehre Zimmer inne hatte.

Oben angelangt, ließ Robert sogleich eine Flasche Wein herbeischaffen und trank dieselbe mit dem Kaufmann aus; Robert begann folgendes Gespräch: „Mein Herr, ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für Ihre Freundlichkeit, denn dadurch entgehe ich dem unangenehmen Umstande, meine Briefe geöffnet zu sehen. — Wenn ich auch nicht diese Maßregel der Regierung zu fürchten habe, so ist es schon lästig, wenn man jede Familienangelegenheit durch die Polizei inspicirt weiß, z. B. erwarte ich in diesen Tagen einen Brief von meinem Onkel, worin mir derselbe gewiß außer der Summe, um welche ich geschrieben, einige Briefe meiner Freunde mit einlegt; diese Briefe könnten vielleicht zu irrthümlichen Ansichten über meine Person verleiten, da diese gewöhnlich eine kleine Schilderung der Zustände meines Vaterlandes geben; wie leicht könnte eine solche gegen die Ansichten der hiesigen Regierung

laufen und ich dadurch compromittirt werden, ohne daß ich die geringste Ursache gegeben hätte."

„Allerdings, Herr Graf, dies würde gewiß geschehen, doch diesem Uebelstande sind Sie jetzt völlig überhoben, da die Briefe an mich gelangen."

„Ich bin Ihnen dafür auch sehr dankbar, bitte Sie aber zugleich, mir den erwarteten Brief sogleich nach Ankunft zukommen zu lassen, da ich demselben sehnlich entgegensehe."

„Herr Graf, wenn ich wüßte, daß ich Sie durch eine Frage nicht beleidigte, so würde ich mir eine solche erlauben."

„Und worin besteht diese Frage?"

„Sie erwarten einen Brief mit Geld, sollten Sie sich vielleicht in einer augenblicklichen Verlegenheit befinden?"

„Und wenn nun dem so wäre?"

„Dann, Herr Graf, würde ich bitten, mir zu erlauben, Ihnen meine Casse zur Disposition zu stellen."

„Es freut mich, daß Sie ein solches Zutrauen zu mir haben."

„Wenn Sie wirklich von meinem Anerbieten Gebrauch machen wollten, so würde es mich noch mehr freuen, denn Sie gäben mir dadurch den Beweis, daß

die Aristokratie Ihres Vaterlandes weniger an Vorurtheilen hängt, als die Aristokratie des meinigen."

„Nun, wenn es Ihnen nur darum zu thun ist," entgegnete der Graf, „so will ich von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen. Wollen Sie mir im Laufe des Tages fünfhundert Rubel übersenden bis zu dem Tage, wenn meine Gelder eintreffen?"

„Mit Vergnügen. Zugleich will ich Ihnen dadurch Gelegenheit geben, Moskaus schönstes Mädchen zu sehen, wenn Sie es wünschen sollten. Unstreitig haben Sie von der schönen Jüdin gehört?"

„Allerdings, und ich bin sogar neugierig, dieselbe zu sehen, können Sie mir dazu behülflich sein?"

„Gewiß! es ist die Tochter meines Banquiers, ich werde Ihnen einen Wechsel ausstellen, und wenn Sie denselben vielleicht nach drei Uhr dem alten Jussuf präsentiren wollen, so finden Sie Vater und Tochter um diese Zeit beisammen. Jussuf ist zwar kein Kaufmann, Sie werden ihn daher auf seinem Zimmer finden, dennoch stehe ich stets mit ihm in Geschäftsverbindung, weil er während meiner Reisen meine Zahlung übernimmt. Ich will sogleich eilen und Ihnen eine Anweisung schreiben und zusenden."

„Wenn Ihre Anweisung keines Siegels bedarf, so

bedienen Sie sich meines Schreibmaterials.“ Robert zeigte auf das Bureau seines Zimmers.

„Wenn Sie erlauben, Herr Graf, mache ich davon Gebrauch.“

Myrow schrieb die Anweisung, jedoch ohne den Namen des Grafen zu nennen, die Anweisung war auf den Inhaber ausgestellt, und Myrow übergab sie dem Grafen mit den Worten: „Wenn Sie sich also nach drei Uhr zum alten Jussuf bemühen wollen, so finden Sie ganz bestimmt dessen Tochter bei ihm. Doch nun erlauben Sie mir, daß ich mich entferne, da ich noch einige Geschäfte zu besorgen habe.“

Robert versprach dem Kaufmann, um drei Uhr beim alten Jussuf zu sein und entließ ihn mit Freundlichkeit. Myrow eilte sogleich zu seinem Freunde, um diesen von der gelungenen List zu benachrichtigen, denn auf diese Art gelang es, Robert auf die schöne Jüdin aufmerksam zu machen; daß derselbe öfter nach ihr Verlangen tragen würde, bezweifelten Beide keinen Augenblick; die Hauptsache war aber, den Grafen mit Rebecca bekannt zu machen, ohne daß er ahnen durfte, daß dies Berechnung der beiden Gauner war.

XII.

Es konnten vielleicht vierzehn Tage vergangen sein, seit Robert das Verhältniß mit der Fürstin angeknüpft hatte, die Liebe in ihm war mächtig erwacht, er fühlte in seinem Innern eine Sehnsucht, doch die Liebe der Fürstin vermochte nicht sein Sehnen zu stillen. Roberts Verlangen war höherer Art: er suchte geistige Liebe; die Fürstin, eingeweiht in die Mysterien der Liebe, verlangte nur sinnliche.

Robert glaubte an die gleiche heilige Stimmung seines Innern und die der Fürstin, doch bald fühlte er sich enttäuscht, die zauberische Illusion verschwand durch die nüchterne Wirklichkeit verdrängt. Sah er früher in der Fürstin nur einen leidenden Engel, so überzeugte er sich täglich mehr und mehr, daß sie nur die verkörperte Sinnlichkeit war. So jung noch die Fürstin war, so erfahren war sie in den Künsten der Koketterie, — daß sie bei Robert mit mehr Gefühl verfahren, gebot ihr die Klugheit, denn auf den ersten Blick hatte sie Robert, ihren Freund, richtig beurtheilt. Aus diesem Grunde trat sie auch nicht sogleich als das leidenschaftliche Weib hervor, sondern erregte erst des Grafen Mitgefühl, Ro=

bert mußte in der Sünde eine Tugend erblicken, in der schönen Sünderin ein unglückliches Weib.

Diese Maßregeln zeugten für die Erfahrung und Klugheit der Fürstin, ihre Verehrer stets so zu nehmen, wie sie wirklich waren, aber bei Robert halfen diese Manoeuvres nicht, denn nur zu bald sah er seinen Irrthum ein und bereute seine Unvorsichtigkeit. Dennoch wagte er nicht, auf einmal mit der Fürstin zu brechen, indem er glaubte, daß sie innigere Gefühle verberge, als das gewöhnliche, begehrende Weib in sich trägt. Aber dies Verhältniß zu lösen, sobald es die Gelegenheit ihm möglich werden ließ, war sein einziges Streben; doch noch bot sich ihm kein günstiger Augenblick.

Die Fürstin, klug und schlau, bemerkte bald des Grafen Sinnesänderung, sie wußte auch den Grund derselben zu finden, und obgleich sie an Robert mit Innigkeit hing, so konnte sie dennoch sich nicht so erheben, um auf Roberts höheren Ideengang zu gelangen. Sie fühlte, daß ihr Robert theurer sei, als je ein Mann, aber der Sinnlichkeit zu entsagen, das war ihr, der jungen, aber verlorenen Sünderin, unmöglich.

Allabendlich setzte Robert seinen Besuch bei der Fürstin fort, oft schon hatte er sich das Versprechen gegeben, durch Kälte die Fürstin auf eine höhere Bahn zu

leiten, doch er erlag den Künsten der schönen Sirene. Gleich einer Delila schläferte die Fürstin ihn ein, was vermag auch die Stärke des Mannes gegen die Schwäche eines schönen Weibes, eines Weibes, welche mit der Taktik der Liebe gegen den Mann zu Felde zieht. Bald entzieht sie sich den Liebkosungen, bald ist sie hingebend, jetzt schmachtend, verlangend, dann spröde, in diesem Augenblick heiter, voll Humor, im nächsten perlen Thränen in dem schönen umschleierten Auge, während sie sorgsam dem lauernden Blicke des Mannes jede Gelegenheit zur Aufregung benimmt, läßt sie ihn in verzehrenden Flammen des Verlangens aufgehen, indem sie ihn zufällig an den wogenden Busen drängt. —

Alles durchsucht der gewaltige Geist des Mannes, in die innersten Werkstätten der Natur dringt er ein und vor dem Herzen eines Weibes prallt er zurück, wie der Jüngling vor dem Bilde zu Sais. Noch nie ist das Herz des Weibes ergründet worden, tiefer, unergründlicher als der Ocean, verbirgt es sein Inneres dem Auge des Spähers. Aber so unerforschlich das Herz des Weibes vor dem Forscher liegt, ebenso leicht ist es zu ergründen durch die Allgewalt der Liebe, aber nicht durch begehrende, sinnliche Liebe, nein, durch jene heilige Liebe, welche zwei Wesen in eine Seele verschmilzt. Leider giebt es aber nur wenige, die dieser edeln, dieser beseeligenden

Flamme huldigen, denn die geistige Liebe verlangt auch geistige Kraft. —

Robert fühlte diese Kraft in sich, aber er fand nicht die gleichgestimmte Seele, daher ward ihm das Verhältniß zur Fürstin ein drückendes; er suchte sich desselben zu entledigen.

Die Glocke verkündete die dritte Stunde des Nachmittags, der Graf gedachte seines Versprechens und begab sich nach der Wohnung des alten Jussuf. Von einem jüdischen Frauenzimmer, welche den Mädchenjahren schon geraume Zeit Lebewohl gesagt hatte, nach dem Namen befragt, führte dieselbe den Grafen nach Nennung seines Namens in das Wohnzimmer des Juden.

Aber so groß auch des Grafen Ansprüche immer sein mochten, hier wurden sie durch die Wirklichkeit überboten, nicht einmal eines Gemäldes konnte sich der Graf entsinnen, das von der Phantasie des Malers so ausgestattet gewesen wäre, als dieses Juden Tochter.

Der Graf vollendete seinen Gruß nicht, Bewunderung dieses Meisterstückes der Natur ließ ihn die zweite Hälfte des angefangenen Grußes vergessen. Aber auch auf Rebecca hatte Robert keinen übeln Eindruck gemacht, denn die schöne Gestalt des Grafen, das feurige Auge mit dem sanften Blick ohne begehrende Leiden=

schaft, ließ die Jüdin einen edlen Mann in dem Eingetretenen vermuthen.

Jussuf brach zuerst das drückende Schweigen für die beiden jungen Leute: „Mein Herr, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

Noch immer nicht ganz Meister seiner innern Aufregung, antwortete Robert langsam und mit sichtbarer Zerstreuung: „Ich komme, um Ihnen, wenn Sie nämlich der Empfänger dieser Anweisung sind, dieselbe zu präsentiren.“ Während dieser Anrede zog er mechanisch seine Brieftasche aus der Brusttasche seines Rockes und übergab dem Juden die Anweisung, verlor aber dabei einen Brief, was er jedoch nicht bemerkte; Jussuf sah den Brief fallen und stellte, sobald er sich überzeugt hatte, daß der Graf den Brief nicht vermißte, den Fuß auf denselben.

Nachdem der Jude die Anweisung gelesen, fragte er den Grafen: „Wollen Sie diese Summe gleich in Empfang nehmen, oder soll ich Ihnen dieselbe zuschicken?“

„Wenn Sie mir dieselbe noch heute zustellen wollen, so bitte ich Sie, mir dieselbe bis sechs Uhr in mein Hôtel zu senden.“

„Haben Sie die Güte, mir Ihre werthe Adresse zu übergeben und Sie werden das Geld zur bestimmten Stunde empfangen.“

Gern wäre Robert noch länger in des Juden Behausung geblieben, doch es bot sich ihm keine passende Gelegenheit; er empfahl sich sehr höflich und hatte dadurch noch eine freudige Ueberraschung; die schöne Rebecca gab den höflichen Gruß zurück, er hörte die süße, melodische Stimme derselben.

Sinnend stand Robert vor dem Hause des alten Jussuf, es zog ihn mit unsichtbarer Gewalt zurück: da trat gleich einem Geist des Fürsten Derbikow Mahnung vor seine Seele. Zögernd lenkte er die Schritte nach seinem Hôtel.

Als Robert des Juden Wohnung verlassen hatte, nahm Jussuf die Gelegenheit wahr, seine Tochter auf die Rolle, welche sie spielen sollte, vorzubereiten: „Kanntest Du diesen Herrn?"

„Nein, Vater! wie sollte ich ihn auch kennen, da ich fast gar nicht ausgehe."

„Robert Dumont, ein französischer Graf." Seine Tochter scharf beobachtend fuhr er fort: „Ein schöner Mann, welchen Eindruck hat er auf Dich gemacht?"

„Einen sehr guten, schade, daß er ein Christ ist."

„Nicht wahr? Aber noch mehr zu bedauern ist es, daß dieser junge Mann ein Landesverräther, ein aus Frankreich gewiesener Landesverräther ist, er versucht jetzt

hier sein Heil und ich zweifle nicht, daß er Anhänger findet und diese in's Unglück stürzt."

„Vater, Du verurtheilst den jungen Mann ohne Beweise, man muß nie lieblos Andere verdammen, deren Ansichten nicht mit den unsern übereinstimmen."

Der alte Jussuf, welcher auf den ersten Blick den Brief, welchen Robert verloren hatte, für denselben erkannte, den er schon am Morgen gelesen, hob jetzt den Brief auf, gab ihn seiner Tochter mit den Worten: „Diesen Brief hat der Graf verloren, ich wette aber zehn gegen eins, ich wette sogar hundert gegen eins, daß dieser Brief verrätherischen Inhalts ist. Ueberzeuge Dich, Rebecca, ließ ihn."

Mit Entrüstung wies die Tochter den Brief von sich: „Das verlangt mein Vater von mir, daß ich eines Mannes Geheimnisse auf unrechten Wegen mir aneigne?"

„Bei dem Namen unseres Gottes, glaube mir Rebecca, es ist keine Sünde, wenn man ein kleines Unrecht begeht, um ein großes zu verhüten. Es steht jetzt in unserer Macht, ein furchtbares Unglück abzuwenden, welches ein Fremdling über Familien unseres Landes bringen will, denke, welches Unheil geschehen kann, wenn Graf Dumont vielleicht zehn, vielleicht zwanzig brave russische Unterthanen verleitet, etwas gegen die Regie-

rung, gegen den Kaiser, welcher nur das Beste seiner Unterthanen will, zu unternehmen, — und dieses Wagestück mißlänge? Ja, es muß mißlingen, haben wir uns dann nicht noch bitterere Vorwürfe zu machen, wenn wir das Unglück verhüten konnten und es nicht gethan haben? Denke Dir, zwanzig Familien in Trauer um Väter, Brüder und hoffnungsvolle Söhne, zwanzig Familien in Unglück gestürzt, eines Abenteurers wegen. Giebt es bei solchen Vergehungen einen andern Ausweg, als den Tod, man müßte diesem eine Verbannung nach Sibirien vorziehen? — Nun sprich, hältst Du jetzt noch für Unrecht, wenn wir den Brief lesen?"

Zitternd nahm Rebecca den dargebotenen Brief, welchen Jussuf ihr mit lauerndem Blick hinhielt, sie mußte sich erst einen Augenblick erholen, ehe sie antworten konnte: „Vater, sollte es möglich sein, sollte ein Mann sich solchen Vergehens schuldig machen können?"

„Lies den Brief!" entgegnete im überzeugendsten Tone der alte Jussuf.

Kaum vermochte Rebecca den Brief zu öffnen, mit kaum hörbarer Stimme sprach sie zu ihrem Vater: „Wenn Du Dich aber getäuscht hättest, wenn der Brief Familienangelegenheiten enthielte?"

„Dann wäre eine Anklage gegen den Grafen noch

nicht vernichtet, es sind noch andere Beweise von des Grafen Herzlosigkeit vorhanden.“

Rebecca las den Brief; bei den ersten Zeilen flackerten der Hoffnung Strahlen in den schönen Augen des guten Mädchens, aber sie erloschen, ihre Blicke umdüsterten sich mehr und mehr, und als sie den Brief zu Ende gelesen, ließ sie matt die Arme sinken und hauchte vor sich hin: „Also dennoch wahr? in dieser edeln Gestalt ein so verdorbenes Gemüth? Aus seinen Augen leuchtete Menschenliebe und er verräth seine Brüder? Schrecklich, schrecklich!“ Doch schnell erhob sich Rebecca; leuchtenden Auges sprach sie mit tönender Stimme: „Nein, Vater, nein, es ist nicht möglich, dieses Menschen Antlitz trug den Stempel der Göttlichkeit, nein, er kann kein Verräther sein. Wer hat ihn verleumdet, Vater?“

Nicht einen Augenblick ließ Jussuf seine Tochter unbeachtet, jeden Zug ihres Gesichts, jede Muskelbewegung desselben belauschte der Jude mit durchdringendem Blick; dadurch las er offen in seiner Tochter Seele, er wußte, welcher Kampf sich im Innern seiner Rebecca entspann. Um den Sieg nicht zweifelhaft werden zu lassen, scheinbar theilnehmend an dem Schmerze seines Kindes, entgegnete er mit ruhiger Stimme: „Auch ich wünschte, er wäre kein Verräther, denn es thut meinem

Herzen wehe, daß ich mir gestehen soll, dieser schöne junge Mann, in dessen Zügen sich nur edle Gesinnungen zu malen scheinen, soll ein Verräther sein, und dennoch ist es so." Mit berechneter Klugheit fuhr er fort: „Siehe, meine Rebecca, ich hielt den Grafen für einen guten Menschen, ich täuschte mich, — wer ein liebendes, sich ganz aufopferndes Weib verrathen kann, der verräth sicher auch seine Freunde, sein Vaterland."

Fast über diese Anklage des Vaters gegen den Grafen erzürnt, erwiderte sie etwas pikirt: „Vater, diese Anklage scheint mir den Beweis zu geben, daß man Dich gegen den Grafen aufgebracht hat, denn Beobachtungen in dieser Beziehung wirst Du nicht gemacht haben."

„Und wenn ich sie dennoch gemacht hätte? Wenn mich Vatersorge um das theure Kind zu solchen Beobachtungen veranlaßt hätte. — Höre mir zu, dann urtheile: Der Graf kommt nach Moskau, findet ein schönes Weib; dieses Weib, obgleich verheirathet, giebt sich dem Grafen ganz hin; es ist allerdings ein strafbares Verhältniß, dennoch will ich es entschuldigen, denn die Liebe verleitet oft zu Uebergriffen in eines Andern Rechte, aber der Graf hat nach wenig Tagen vergessen, daß er durch Lösung des angeknüpften Verhältnisses ein sich ihm ganz hingebendes Weib opfert; er sucht Veränderung, ob er dadurch ein liebendes Herz bricht, ist ihm gleichgültig,

kann er nur einen andern Gegenstand für seine leichtsinnige Liebe finden. — Sein Besuch hier bei uns scheint nicht ohne Berechnung geschehen zu sein; die begehrenden Blicke, welche er nach Dir, meine Rebecca, warf, legten mir die Pflicht auf, Dich mit der Gefahr bekannt zu machen, welche Dir droht, denn unterrichtet von der Gefahr, kann man dieselbe stets ruhiger erwarten."

Nachdenkend sah Rebecca vor sich nieder; — daß der Graf ein liebendes Weib verrathen, brach ihm in der schönen Jüdin Augen den Stab, dennoch konnte sie nicht ungehört verdammen. Der alte Jussuf ließ ihr nicht lange Zeit zur Besinnung, er ergriff das Wort: „Jetzt kennst Du den saubern Herrn Grafen mit dem ehrlichen Gesicht, nun lies aus diesen offenen Zügen einmal Verrath und Heimtücke. Gewiß wird der Graf oft der Fürstin Z. die heiligsten Eide geschworen haben, und kaum sind vierzehn Tage vorüber, so bricht er schon diese Eide. Daß ein solcher Mann auch in jeder andern Beziehung ohne Charakter ist, darf man kühn behaupten, denn Verrath der Liebe ist fast strafbarer als der Verrath am Vaterlande."

Wie der alte Jude seine Tochter seinen Zwecken geneigt zu machen verstand, beweist dies Gespräch.

Dennoch war Rebecca noch nicht ganz von der Wahrheit des Gesagten überzeugt, die Antwort derselben

war der Art, daß der Alte recht gut einsah, seine Tochter glaube nicht ohne Ueberzeugung; nach einer Pause entgegnete das Mädchen: „Vater, Du beschuldigst den Grafen schwerer Verbrechen, ist er derselben fähig, dann würde ich es selbst über mich gewinnen können, denselben nach Sibiriens grauenhaften Steppen zu bringen, doch ich zweifle noch an der Wahrheit dieser Beschuldigungen. Sollte ich mich aber überzeugen, daß der Graf wirklich verrätherische Absichten hegt, dann Vater, dann würde ich suchen, die unedeln Absichten desselben zu vereiteln."

„Diesen Entschluß habe ich von Dir, meiner Tochter, erwartet, Deiner Mithülfe zur Verhütung eines Verbrechens habe ich entgegengesehen. Um Dir aber auch zu beweisen, daß unsere Rache keine unedle sein soll, wenngleich die Mittel nicht die edelsten sind, will ich Dich mit dem Plane, welchen ich ersonnen, um das Unglück zu verhüten, bekannt machen. In diesem Briefe wird, wie Du selbst gelesen, auf andere Schriften aufmerksam gemacht, welche der Graf besitzt und welche unumstößliche Beweise enthalten, daß derselbe mit staatsverrätherischen Zwecken umgeht. Wenn wir in den Besitz dieser Papiere gelangen können, so ist das Unglück zu verhüten, denn dann stellen wir dem Grafen den Antrag, Rußland sofort zu verlassen oder durch eine An=

zeige an die Regierung sich der Verbannung nach Sibirien auszusetzen. Unter allen Umständen wird er eine schleunige Abreise vorziehen, und die Familien, welche er außerdem in's Unglück gestürzt haben würde, sind gerettet. Wir haben dann durch ein kleines Unrecht dies große fürchterliche Unglück verhütet, unser Gewissen wird uns keine Vorwürfe machen, denn unser Verrath an einem Verräther ist eine Handlung, welche uns Nächstenliebe gebot. Ist der Graf abgereist, dann vernichten wir jenes Papier und vollbringen dadurch eine große, eine edle That. Um aber in den Besitz jener Papiere zu gelangen, mußt Du uns Deine Mithülfe zusagen, denn nur Du kannst uns zu dem bewußten Besitz verhelfen."

Rebecca war damit einverstanden; dieser Plan ihres Vaters enthielt nicht ein einziges unedles Motiv, sie sah ein, daß der Graf staatsfeindlichen Zwecken huldigte und daß durch die Mitwissenschaft Andere in's Unglück gestürzt werden mußten, da in Rußland politische Demonstrationen stets nach Sibirien führten; eine Verbannung nach Sibirien ist aber härter als der Tod. Sie beschloß daher, ihre Hülfe dem Vater zuzusagen, lag doch in dem Plane des Vaters nicht die Absicht, den Grafen in's Unglück zu stürzen, sondern nur Andere davor zu bewahren.

Mit innerer, teuflischer Freude sah der alte Jussuf

seine Tochter schwanken, er war überzeugt, daß seine Sophismen sie zum Unrecht bestimmen würden; mit großer Beredtsamkeit hatte er ihr bewiesen, daß dies Unrecht nur scheinbar, daß es aber im richtigen Lichte betrachtet, eine heilige Verpflichtung gegen die Menschheit sei. Rebecca, zu unerfahren, zu gut, um Jemand böse Absichten zuzutrauen, glaubte endlich ihrem Vater und versprach ihre Mithülfe. „Ich habe mir Alles überlegt und billige Deinen Vorschlag, ich werde meine Hülfe Dir zusagen, obgleich ich noch nicht ganz von dem unedlen Charakter des Grafen überzeugt bin. Doch unter allen Umständen muß ich mir die Ueberzeugung verschaffen, ob der Graf wirklich unedel denkt und handelt, oder ob er nur falscher Ueberzeugung folgt. Auch mußt Du mir versprechen, gegen den Grafen nichts zu unternehmen, was ihm Verderben bringen könnte, er sei schuldig oder unschuldig."

„Du kennst meinen Plan, ist in demselben die geringste Spur von Verrätherei? — Der Graf muß unschädlich gemacht werden, dies ist meine Absicht; wenn er Rußland verläßt, dann bin ich zufrieden, denn dann ist die Gefahr für Unschuldige vorüber. Ob er nun nach Frankreich oder nach Sibirien wandert, gilt mir gleich, ich habe ihm seine Reiseroute nicht vorzuschreiben; die Hauptsache ist, daß er Rußland verläßt und durch

seine französischen leichtsinnigen Ansichten über Politik nicht russische Unterthanen unglücklich macht. Gern will ich ihm zugestehen, daß er in dieser Beziehung von falschen Ansichten irre geleitet worden ist, aber frei von Charakterlosigkeit kann ich ihn nicht sprechen, denn ein Mann, welcher die Liebe des Weibes nicht achtet, kann kein guter Mensch sein.“ Diesen letzten Satz fügte der schlaue Alte hinzu, um seiner Tochter Widerwillen gegen den Grafen einzuflößen, doch diese blieb ihrem Grundsatz getreu, nicht eher zu verdammen, als bis sie sich von der Strafbarkeit des Grafen überzeugt hatte.

Noch wußte Rebecca nicht, wie der Plan des Vaters sei, hinsichtlich der Erlangung der betreffenden Papiere; sie fragte daher diesen: „Auf welche Art und Weise soll es mir aber möglich werden, Dich in den Besitz der Schriften zu bringen, welche die Beweise von des Grafen hochverrätherischen Absichten enthalten?“

„Durch öftern Umgang mit dem Grafen. — Erröthe nicht, meine Tochter, ich verlange viel von Dir, aber ich kenne meine Rebecca und weiß, daß ich mich auf sie verlassen kann. In diesem Augenblicke bietet sich die Gelegenheit dazu, Dich bei dem Grafen einzuführen, ohne daß er unsere Absicht ahnt, und Dir ist dann auch die Möglichkeit geboten, Dich von des Grafen Unschuld oder auch von dessen Strafbarkeit zu überzeugen. Du

kannst ihm das Geld und auch den Brief bringen, wäre nur das erstere abzugeben, so möchte ich Dich nicht damit beauftragen, aber der aufgefundene Brief wird dem Grafen die Ueberzeugung beibringen, daß dies eine zarte Aufmerksamkeit ist, welche wir ihm erweisen. Wenn ich nun annehme, daß er auf jeden Fall sich mit Dir in ein längeres Gespräch einlassen wird, so glaube ich nicht zu irren, und Du hast Gelegenheit, aus seiner Unterhaltung auf seinen innern Werth zu schließen; daß Du selbst das Gespräch so wenden wirst, wie es Dir ersprießlich scheint, bedarf nicht meiner Erinnerung. — Doch die Zeit, welche der Graf bestimmte, bricht heran, ich will Dir die Summe zurecht legen, unterdeß kleide Dich an, dann geh' und vollziehe Deinen Auftrag, es ist ein großes, es ist ein gutes Unternehmen."

Jussuf ging in sein Zimmer und packte das Geld zusammen, Rebecca ließ sich von der alten Dienerin zum Ausgehen ankleiden; bald waren Vater und Tochter wieder beisammen, und nachdem Rebecca Geld und Brief von ihrem Vater empfangen hatte, begab sie sich unter des Vaters Mahnungen, recht vorsichtig zu verfahren, nach des Grafen Hôtel.

Kaum war Rebecca fort, als der Verbündete des alten Jussuf, der alte Myrow, eintrat. Jussuf erzählte demselben den guten Anfang ihres Unternehmens, und

die beiden Seelenverkäufer freuten sich des gelungenen Streiches.

Myrow zog ein Papier aus der Tasche seines Ueberwurfs und übergab es dem alten Jussuf zur Durchsicht mit den Worten: „Dies Papier ist meine Zusage, unter allen Umständen Eure Tochter zur Gattin zu nehmen, mag uns unser Unternehmen gelingen oder mißglücken; selbst dann werde ich Eure Tochter freien, wenn vielleicht ein Unglück ihr widerfahren sollte, doch ich glaube dies nicht befürchten zu müssen, denn Eure Rebecca ist ein Muster von Tugend, sie wird nicht fallen."

„Meine Tochter ist stark, ihre Grundsätze sind fest, ich fürchte nichts. Dennoch ist es mir lieb, daß Ihr auch der Möglichkeit gedacht habt, denn unmöglich ist nichts und meine Tochter wäre unglücklich, wenn ein solcher Fall eintreten könnte; sie würde ihre Schande nicht überleben, ich weiß es. Aber auch ich würde den Fall meines Kindes nicht ertragen können, besonders wenn ein Christ die Veranlassung wäre, denn dieser könnte ihr die geraubte Ehre nicht einmal wiedergeben, sein Glaube ist nicht der unsere, und mein Kind darf nur einem Manne von unserm Stamme angehören."

„Dann ist Eure Tochter die meine. Ihr seht, daß ich sie liebe, mit Aufopferung liebe, denn selbst einen

Fehltritt würde ich ihr verzeihen und liebend die Gefallene aufrichten."

Diese Worte klangen edel, wenn nicht die unedelsten Absichten darunter verborgen gelegen hätten; Myrow wußte zu gut, daß Rebecca nie in eine Verbindung mit ihm eingewilligt haben würde, seine Sinnlichkeit ließ ihn aber um jeden Preis Rebecca's Besitz wünschen, daher wäre ihm der Fall derselben nicht unlieb gewesen, denn sie hätte dann zu ihrer eigenen Rettung des Verhaßten Hand annehmen müssen. Myrow drang daher zuerst in Jussuf, Rebecca der Verführung Preis zu geben, denn nur, wenn sie erlag, hatte er Aussicht auf ihren Besitz, und ihm war es gleichgültig, ob er die schöne Jüdin schuldlos oder schuldbeladen heimführte.

Beide, Jussuf und Myrow, paßten in ihren Gesinnungen zusammen, um einen Zweck zu erreichen, verabscheuten sie kein Mittel. Für Geld opferte Jussuf seine Tochter, um der Sinnlichkeit willen entschloß sich Myrow, die Gefallene zur Gattin zu nehmen.

XIII.

In dem mit allen Comforts versehenen Zimmer lehnte Robert nachdenkend in der Ecke des schwellenden Sophas. Gewichtige Gedanken schienen seine geistigen Kräfte in Anspruch zu nehmen, denn er bemerkte nicht, daß der Diener bereits Kerzen gebracht hatte und überhörte ebenso ein leises Klopfen an der Thür seines Zimmers. Nur nachdem es sich mehrmals wiederholt hatte, rief er: „herein!"

Die Thür öffnete sich, eine dicht verschleierte Dame trat ein, mit einer schönen, wohlklingenden Stimme um Entschuldigung bittend. Robert, erstaunt über diesen unerwarteten Besuch, war vom Sopha aufgesprungen und der Dame, welche er noch nicht erkennen konnte, entgegen geeilt. Er bot ihr einen Sitz an, welchen jedoch dieselbe ausschlug; in diesem Augenblick warf sie den Schleier zurück und Robert erkannte in ihr die schöne Jüdin.

Ein freudiges Beben durchzuckte ihn, diesen Besuch hätte er nimmermehr erwartet, schon glaubte er in seiner freudigen Bewegung hinter dem Schleier einen Umstand zu entdecken, der ihn aus seinem Himmel auf die nüchterne, kalte Erde warf. Zweifelnd blickte er seinem Ideale

in die schönen, offenen Augen, da befreite ihn Rebecca von seinem Zweifel.

„Einen Besuch von mir um diese Zeit haben Sie gewiß nicht erwartet, Herr Graf? Dennoch läßt sich derselbe durch einen wichtigen Umstand entschuldigen. — Bei Ihrer Anwesenheit in unserm Hause haben Sie etwas verloren, was mein Vater nicht Dieners Händen anvertrauen wollte. Haben Sie noch nichts vermißt?" Die Jüdin beobachtete Robert scharf, um jede Gemüthsbewegung in seinem Gesicht lesen zu können.

Robert besann sich einige Augenblicke, er vermißte nichts: „Mein Fräulein, ich kann nichts entdecken, was mir verloren gegangen, doch wenn es wirklich der Fall ist und ich weiß es in Ihren Händen, so darf ich ruhig sein, denn ich kann der Wiedererlangung des Verlorenen entgegen sehen."

„Können Sie aber auch ruhig sein, wenn ich Ihnen einen offenen Brief übergebe?"

Der Graf sah die schöne Jüdin bedeutungsvoll an: „Ich glaube es zu können."

Die Jüdin nahm aus einer Tasche den Brief und das Geld, und übergab beides dem Grafen mit den Worten: „Hier empfangen Sie das Geld, welches Sie durch eine Anweisung von meinem Vater zu verlangen haben und hier den Brief, welchen Sie verloren."

Auf den ersten Blick erkannte Robert den Brief und wußte, wie stark ihn derselbe compromittiren konnte, wenn er in unrechte Hände gefallen wäre; eine kleine Aufregung konnte er nicht unterdrücken, Rebecca bemerkte es: „Die Wiedererlangung des Briefes scheint Ihnen angenehm zu sein, Herr Graf."

„Gewiß, mein Fräulein, denn der Brief ist von einem Freunde aus Frankreich und die Abfassung desselben ist der Art, daß sie dem Uneingeweihten Verdachtsgründe gegen mich erwecken könnte. Sie erweisen mir durch die Wiedergabe desselben einen wesentlichen Dienst, den ich Ihnen nicht anders lohnen kann, als daß ich durch Mittheilung seines Inhaltes Ihnen einen Beweis meines Vertrauens gebe."

„Und wenn nun mein Vater und ich den Brief schon gelesen hätten?"

„So wird mein Urtheil Bestätigung finden, Sie werden dann gegen mich Verdacht hegen, der mich bei Ihnen in kein vortheilhaftes Licht setzen kann."

„Wenn dem so wäre, können Sie den Verdacht von sich weisen?"

„Gewiß, mein Fräulein, meine Handlungen brauchen nicht das Licht zu scheuen, wenn ich auch schon manchmal im Verborgenen gehandelt habe. Wollen Sie mich so glücklich machen, eine Vertheidigung von mir anzu-

nehmen, so bitte ich Sie, sich gefälligst niederzulassen, denn von Ihnen verkannt zu werden würde mich sehr schmerzen."

Auf Roberts Wunsch nahm Rebecca auf dem Sopha Platz; Robert ließ sich ihr gegenüber auf einen Stuhl nieder, dann begann er seine Vertheidigung: „Da ich voraussetzen darf, daß Sie den Inhalt des Briefes kennen, ohne dadurch einen Vorwurf gegen Sie auszusprechen, indem der Brief offen in Ihre Hände kam, so bemerke ich Ihnen, daß sich alles darin Enthaltene nur auf mein Vaterland bezieht, daß die darin enthaltene Zeichenschrift nur aus dem Grunde angewendet worden ist, um nicht aller Welt Namen zu nennen, welche einen zu guten Klang haben, um durch profane Nennung entweiht zu werden. Daß Uneingeweihte nach Lesung dieses Briefes den Glauben erhalten, als sei eine Weltreform von einigen Wenigen beabsichtigt, will ich gern zugeben, trotzdem versichere ich Ihnen, daß unser Streben nur dahin geht, eine Spanne Land des großen Erdballs glücklicher zu machen, wenn es in unsern Kräften steht. Sollte uns dieser Vorsatz gelingen, ob dann andere unserm Beispiele folgen wollen, überlassen wir ihnen. — Glauben Sie mir, Fräulein, wenn ich auch ein Verbannter meines Vaterlandes mich in fremden Ländern heimathlos umhertreiben muß, ob ich auch nur der Macht,

nicht dem Recht weichen mußte, so liebe ich dennoch mein Vaterland heiß und innig. Aber ich liebe es nicht, weil ich dort das Licht zuerst erblickte, nein, ich liebe es, weil ich dort Freunde habe, welche mich verstehen, weil ich dort Blutsverwandte habe, welche mein irrender, unsteter, flüchtiger Lebenslauf betrübt, und dennoch möchte ich nicht um die süßeste Ruhe meine Gesinnungen hingeben. Noch halte ich meinen Wahn, wenn es einer ist, für Wahrheit und erst, wenn man mich meines Irrwahns überführt, will ich meine Ansichten opfern. Ich liebe alle Menschen mit gleicher Wärme, wäre ich ein Gott, ich würde Alle glücklich machen. Oft schon habe ich nachgedacht, wie ein glücklicheres Loos der Menschheit zu schaffen sei, doch jedes Mal hat sie mich überzeugt, daß sie nicht glücklich werden will." —

Nach einem Augenblick der Erholung fuhr er fort: „Wie wenig, wie unendlich wenig gehört dazu, um glücklich zu sein; doch der Mensch sucht ewig das Glück in weiter Ferne, während er es in der unmittelbarsten Nähe suchen sollte, wir tragen das Glück, den Himmel, im Herzen, doch den Himmel verwandeln wir uns in die Hölle, das Glück in Unglück. Wenn der Mensch den Menschen, wie der Bruder den Bruder liebte, dann, ja dann wäre es leicht, die Menschen glücklich zu machen; aber der Mensch schämt sich seines Mitmenschen, die maßloseste

Arroganz verleitet ihn zum Egoismus und an diesem scheitern alle Versuche einer Weltverbesserung. O, warum hat die Natur der Menschheit nicht bessere Gefühle eingeimpft? Etwas mehr Liebe in des Menschen Brust und die Welt müßte wiederum zum Paradies werden."

Hier schwieg Robert und Rebecca sah ihn erstaunt in die feurig-glänzenden Augen. War dies die Sprache des Verräthers? Sollten diese Worte, mit soviel Wärme gesprochen, Verstellung sein? — Aber Rebecca gedachte ihres Vaters Mahnung und gebot ihrem gefühlvollen Herzen Schweigen; Robert, welcher der allgemeinen Menschenliebe so feurig das Wort sprach, war selbst des Mangels an Liebe bei der schönen Jüdin verklagt, es war daher erklärlich, daß diese noch an Roberts Aufrichtigkeit zweifelte. Sie entgegnete Robert als echte Russin: „Ihre Ideen tragen allerdings das Gepräge der allgemeinen Menschenliebe an sich, doch wage ich zu behaupten, daß dieselben nur Ideen sind und auch bleiben werden. In Ihrem Vaterlande mag es vielleicht anders mit der Gesinnung der Unterthanen stehen, aber in meinem Vaterlande werden Sie schwerlich unter dem Kern des Volkes Anhänger für Ihre Projecte finden. Unter den höhern Ständen, unter dem Adel, können Sie Proselyten machen, aber dadurch kommt Ihre Menschenliebe schon in Zweifel, denn diejenigen Russen, welche sich der

Regierung feindlich gegenüber stellen, verfallen der Deportation; wenn Sie das wissen und dennoch hier sich Anhänger suchen, dann ist Ihre Menschenliebe nur Chimäre. — Rußland ist glücklich, warum wollen Sie Zwiespalt säen?"

Ironisch lächelnd erwiderte Robert: „Rußland ist glücklich, freilich ist es glücklich, auch der gebildete Russe fühlt sich glücklich in der russischen Freiheit; Sie, Fräulein, so hoch gebildet, Sie wagen einen solchen Ausspruch?"

„Allerdings! Daß aber ehrgeizige Menschen unter den höhern Klassen vorhanden sind, welche sich selbst an das Steuerruder des Staatsschiffes stellen möchten, ist leider auch wahr; ob aber dieselben das Schiff so zu lenken verstehen, wie es jetzt gelenkt wird, ob sie es durch alle Klippen gefahrlos bringen werden, glaube ich nicht. Unser Kaiser weiß, was dem Volke nützt, was ihm schadet."

„Aus diesem Grunde versagt er dem Volke Bildung, aus diesem Grunde stumpft er Ehrgefühl, Selbstbewußtsein, Wenschenwürde ab."

„Fast scheint es, als ob Sie Recht behielten, dennoch behaupte ich, daß Rußland so glücklich ist, als es sein kann; denken Sie sich einmal den niedern Russen, geben Sie ihm Bücher und Schriften, welche vielleicht

in andern Staaten dem Volke zur Einsicht offen stehen, überzeugen Sie ihn, daß der Kaiser ebenfalls nur ein Mensch ist, daß die Gesetze menschliche Einrichtungen sind, was würde die Folge solcher Aufklärung in Rußland sein? Zwiespalt, Kampf gegen Eigenthum und Leben Anderer, Hervorbrechen aller jetzt schlummernden Leidenschaften. Wäre dann Rußland vielleicht glücklicher?"

„Nein, gewiß nicht. Doch muß eine geistige Vervollkommnung eines Volkes auch nicht auf einen Schlag geschehen, das Volk muß stufenweise emporgehoben werden, aber man muß ihm den Weg zu dieser Vervollkommnung zeigen, damit es eben vorwärts schreiten kann."

„Und ist dies nicht geschehen? Sind dem Volke nicht schon die Fesseln abgenommen, welche es in der Leibeigenschaft trug? Ist dies nicht ein bedeutender Fortschritt?"

„Dies wird Niemand leugnen. Dennoch sind aber noch Fesseln genug vorhanden, welche ein Emporkommen des Geistes hemmen. Betrachten wir den Zwang des Militärs, die strenge Handhabung der Verbannung nach Sibiriens ewigen Schnee- und Eisfeldern. Sind dies Maßnahmen, das russische Volk geistig zu erheben?"

„Sie kennen Rußland und sein Volk noch zu wenig, Herr Graf, nur die größte Strenge macht es möglich,

ein Volk wie die Russen zu regieren. Sehen Sie das Volk, wie es sich vor Bildern beugt, sehen Sie es an, wenn es im Staube liegt vor dem Crucifix, vor der Monstranz, betrachten Sie es, wenn es durch das Thor des Erlösers wogt und mit heiliger Scheu sein Haupt entblößt, hören Sie aber die Lieder des Volkes, wie es in diesen die Verbreiter der Religion, die Diener der Kirche verächtlich schmäht, nehmen Sie ihm den letzten Rest seiner Scheu und Sie haben eine Horde Canibalen, welche jedes Menschenrecht mit Füßen tritt."

Mit Verwunderung hörte Robert die schöne Jüdin an, er fühlte, daß sie in vielen Stücken Recht hatte, doch seine kosmopolitischen Grundsätze ließen ihn auch hier Auswege finden. „Ich bewundere Ihre Kenntnisse, mein Fräulein, dennoch entgegne ich Ihnen, daß die Bildung das einzige Mittel ist, ein Volk zu heben; wird diese unterdrückt, so muß dasselbe stets auf der niedrigsten Stufe, welche es einnimmt, stehen bleiben, und Diejenigen, welche die Hebung des Volksgeistes unterdrücken, sind schuldig des geistigen Verfalls desselben. Der Geist des Menschen muß frei sein und wo er es noch nicht ist, muß darauf hingewirkt werden; Diejenigen, welche darauf hinwirken, sind Freunde der Menschheit, nicht aber Die, welche die Freiheit des Geistes unterdrücken. Liebe zur Menschheit ist es, welche mich leitet,

so viel als in meinen Kräften steht, zur Bildung des Volkes beizutragen; mich treibt weder Eigennutz noch Ehrsucht, ich bin unabhängig, reich und nehme eine bedeutende Stellung in der Welt ein, ich könnte weit ruhiger leben, wenn ich fern vom politischen Treiben blieb, denn ich kann nicht gewinnen, wol aber verlieren. Dennoch treibt es mich, Alles für die Glückseligkeit der Menschheit zu wagen, selbst mein Leben wäre mir nicht zu theuer, wenn ich dadurch meine Ideen verwirklichen könnte. Für das Wohl der Menschheit würde ich Alles, Alles freudig opfern."

„Wenn Sie sich, wenn Sie Ihr Eigenthum opfern, dann ist es rühmlich, wenn Sie aber Ihre Nebenmenschen mit opfern, dann verliert sich meine Bewunderung — und Sie opfern Ihre Nebenmenschen, wenn Sie in Rußland sich Anhänger, Verbreiter Ihrer Ansichten suchen. Glauben Sie es mir, Herr Graf, Ihre Schritte werden genau beobachtet, aber die Schritte Ihrer Freunde ebenfalls; ein hinlänglicher Verdacht bringt Sie und Ihre Freunde in's Verderben, Rettung ist dann unmöglich."

„Ich kenne die Gefahren, welche mir drohen, meine Freunde machten mich darauf aufmerksam, wenn diese mich von der Gefahr benachrichtigen, so müssen sie dieselbe auch besser kennen wie ich, ich fürchte nichts für meine Freunde, denn wir sind vorsichtig und haben auch

noch nichts zu fürchten, unsere Handlungen dürfen wir offen der Welt zeigen."

„Und dennoch sind von Ihnen Schritte bekannt, welche Sie der Welt verheimlichen wollen, Moskau kennt sie."

Forschend sah Robert der Jüdin in die Augen, er ahnte die Wahrheit dieser Anspielung, doch von dem jungen Mädchen hätte er sie nicht erwartet; freilich wußte er nicht, daß Rebecca im Complot gegen ihn war und daß diese Unterredung den Ausschlag gab, ob die Jüdin ihn verrathen sollte oder nicht, seine Verwunderung war daher gerecht. Er entgegnete auf die leise und noch unbestimmte Anklage der Jüdin: „Wenn ich der Welt meine Handlungen verberge, so geschieht dies oft nur, um Andere nicht zu compromittiren; ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich meine Schritte nicht zu verheimlichen habe."

„Auch dann nicht, wenn man das Recht eines Andern angreift?"

Jetzt war es Robert klar, die Jüdin kannte sein Verhältniß zur Fürstin, er zog daher vor, nicht länger zu leugnen und gestand der Jüdin, was Moskau längst wußte: „Ihren Worten nach zu urtheilen, spielen Sie auf eine Bekanntschaft an, welche ich hier gemacht habe, ohne dieselbe zu suchen und welche ich ebenso gern lösen möchte, wenn ich es könnte, ohne dadurch zu verwunden."

Die Jüdin hörte zitternd des Grafen Geständniß;

Jussuf, ihr Vater, hatte Recht, der Graf war des Verhältnisses überdrüssig, er selbst hatte es ihr gestanden; jetzt war Rebecca bereit, den Grafen zu verderben, denn derselbe hatte durch dies Geständniß ihre Achtung, ihre Zuneigung verwirkt. Sie stand auf und ließ erkennen, daß sie sich entfernen wollte, entgegnete aber dem Grafen, als er noch einige Worte über das Verhältniß hinzufügen wollte, mit gekünstelter Ruhe, welche an Kälte grenzte: „Herr Graf, Sie entschuldigen, daß ich ein Verhältniß erwähnte, welches Ihnen nicht angenehme Erinnerungen erweckt, doch es geschah unwillkührlich, ja, ich fühle es daß ich unzart gehandelt habe. Ich bitte, nochmals um Entschuldigung."

Der Graf, welcher den Entschluß der Jüdin, sich nach Hause zu verfügen, bemerkte, nahm höflich das Wort: „Mein Fräulein, wenn Sie mir erlauben, so lasse ich den Wagen vorfahren, um Sie nach Hause zu bringen, der Abend ist nicht freundlich."

„Ich danke Ihnen herzlich, ich werde die kleine Strecke zu Fuß zurücklegen."

„Dann erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie begleite, denn in dieser Zeit darf ich Sie nicht allein nach Hause gehen lassen. Während er dies sagte, hatte er seinen Mantel umgeworfen und bot der Jüdin seinen Arm, welchen diese auch annahm.

Rebecca und der Graf schlugen den Weg nach Jussufs Wohnung ein, bald gelangten sie an derselben an; das Gespräch, welches der Graf mehrmals anzuknüpfen versuchte, kam nie in Fluß, der Graf konnte sich Rebecca's Einsilbigkeit nicht erklären, um so mehr wunderte er sich, als sie vor Rebecca's Wohnung standen, diese ihn einlud, noch einmal mit hinauf zu ihrem Vater zu kommen, welcher sich des Abends gern ein Stündchen bei einem Glase Wein unterhielt.

Daß Robert dies Anerbieten willig annahm, bedarf wol keiner Versicherung. Rebecca zog an der Klingel des Hauses, bald darauf öffnete die alte Dienerin und leuchtete Beiden hinauf in des alten Jussuf Zimmer.

Als Rebecca und Robert eintraten, ergriff erstere das Wort und sagte, den Grafen dem Vater vorstellend: „Der Herr Graf will uns die Ehre erweisen, ein Stündchen bei uns zu verweilen.“ Dann wendete sie sich an den Grafen: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, bald werde ich wieder hier sein.“ Rebecca entfernte sich und Robert konnte nun sich orientiren.

Jussuf hatte schon Besuch, doch dieser war dem Grafen bekannt, es war Myrow, der Kaufmann.

Der alte Jussuf nahm jetzt das Wort und bewillkommnete seinen Gast: „Herr Graf, ich heiße Sie herzlich willkommen und schätze es mir zur hohen Ehre, Sie

unter meinem Dache zu sehen. Ist es doch so wohlthuend für uns, das ausgestoßene Volk, wenn ein so hoher Herr sich uns freundlich nähert, uns nicht zurückstößt." Lächelnd fügte er hinzu: „Freilich mag bei Ihnen wol ein anderer Hebel sein, der Sie veranlaßt, mein Haus zu betreten, die schöne Jüdin, des alten Jussuf Tochter, bewirkt solche Wunder."

„Aufrichtig bin ich stets gewesen, warum sollte ich also jetzt lügen. Ihre Tochter ist ein mächtiger Magnet, die Anziehungskraft derselben ist groß."

Der alte Jussuf warf hier etwas ernster ein: „Aber Rebecca besitzt auch wie ein echter Magnet Abstoßungskraft, und wie die Nadel des Compasses nur nach einer Himmelsgegend zeigt, also zeigt meiner Tochter Innerstes nur nach einer Stelle des Herzens, da steht ein kleines Wörtchen, es heißt Tugend. Ihre Tugend ist anziehend und abstoßend, anziehend für Den, welcher die Tugend liebt, abstoßend für Alle, welche dieselbe hassen. Rebecca's Tugend ist der Schirm und Schutz, auf den ich baue, darum zittre ich nicht für mein Kind."

Diese Rede des alten Jussuf machte auf Roberts Herz einen gewaltigen Eindruck; hätte er wirklich auf Rebecca's Unschuld einen Angriff beabsichtigt, er wäre jetzt davon abgestanden, doch auch Robert war der Tugend ergeben, trotzdem er in Moskau ein strafbares Verhältniß

angeknüpft hatte, denn die Ursache dazu rührte nicht von ihm her; seine Jugend, seine Unschuld, seine Unerfahrenheit in den Verführungskünsten der höhern Cirkel hatten ihm dieses Verhältniß aufgebürdet, von dessen Last er sich gern wieder befreit hätte.

Noch hatte er dem alten Jussuf keine Erwiderung gemacht, er that es: „Ihrer Tochter Schutz ist echte Weiblichkeit, diese schützt sich selbst; das wehrloseste Weib hat einen starken, unüberwindlichen Schutz, ihre Schwäche ist stärker als unsere Kraft, wenn wir nur physisch dem Weibe überlegen sind; Rebecca besitzt aber außer der Weiblichkeit noch einen Talisman, einen starken Geist, eine hohe Bildung. Ihre Tochter wird in jedem Kampfe Siegerin bleiben, der rohe wie auch der raffinirteste Angriff wird an ihr machtlos vorübergehen; jenem setzt sie Weiblichkeit entgegen, diesem Weiblichkeit und scharfen Geist, Sophistereien wird sie stets in ihr Nichts zurückwerfen, ihre Unschuld wird nie unterliegen."

Myrow hatte bis jetzt geschwiegen, doch bei des Grafen Lobpreisungen Rebecca's konnte er sich nicht länger halten, er entgegnete dem Grafen halb scherzhaft, halb pikirt: „Ei, ei, Herr Graf, Sie scheinen sich auf die Frauenzimmer zu verstehen, heute haben Sie zum ersten Male meines Freundes Tochter gesehen und

schon fällen Sie ein so bestimmtes Urtheil über dieselbe; wie gesagt, Sie scheinen ein Kenner zu sein."

„Nicht immer, doch hier glaube ich ein Urtheil fällen zu können, denn dieses Mädchens Seele ist ein aufgeschlagenes Buch, ihr Herz versteckt sich nicht hinter Falten, offen wie ihr schönes Auge ist ihr Inneres, und hier bedarf es keines Kennerblicks, hier bedarf es nur des tieferen Gefühls, des reinen Herzens, welches ebenso edel zu fühlen im Stande ist, als das ihrige. — Doch, wohin führt mich mein Enthusiasmus, ich schwärme Männern gegenüber, welche nicht mehr die Sprache des jugendlich liebenden Herzens kennen, doch der Vater wird am Ende in der Tochter wiederleben und meine Worte freundlich entschuldigen."

Der alte Jussuf hörte mit innerer Freude Roberts Lobeserhebungen seiner Tochter, denn sie waren ihm ein Beweis, daß der junge Mann in den Netzen der Tochter, welche diese schuldlos und schuldig ihm gestellt, sich gefangen hatte. Myrow hörte Roberts Worte mit ganz anderen Gefühlen, er liebte Rebecca und Robert ward ihm zum Nebenbuhler; auch fühlte er recht gut, daß er sich mit diesem in keinen Wettkampf einlassen konnte, denn ehe er diesen begonnen, hätte er unterliegen müssen, dazu sollte es ja auch nicht kommen. Robert hatte ihn aber durch seine Entgegnung gekränkt, er hatte ihm das

Gefühl des Liebenden abgesprochen; auf diese Kränkung wollte Myrow noch etwas erwidern, als Rebecca eintrat und durch ihr Erscheinen demselben die Gelegenheit dazu benahm.

War Robert erstaunt, als er die schöne Jüdin zum ersten Male erblickte, so verwandelte sich jetzt sein Erstaunen in Entzücken, denn jungfräulicher, reizender und anspruchsloser hatte er noch nie ein weibliches Wesen gesehen. Das weiße Kleid, welches sich leicht an den Körper anschloß, verbarg und verhüllte jeden Reiz und ließ nur ein wenig von dem schönen, rosaweißen Hals sehen, ein blaues Jäckchen mit weißem Pelz eingefaßt, umschlang die Taille Rebeccas und hob durch die Farbe den Reiz des leichten und bequemen Anzug. Das reizende Gesicht der schönen Jüdin erschien ihm noch interessanter, ein etwas ernster Ausdruck des Gesichtes gab demselben ein Gepräge von Hoheit, es war nicht nur die Schönheit, welche Robert bewunderte, es war mehr, es war Göttlichkeit, welche er mit heiligem Schauer anblickte.

Wenn es thunlich gewesen wäre, so hätte sich Robert diesen Abend nur mit Anschauen Rebecca's begnügt; so hatte er sich sein Ideal gedacht, nein, doch nicht, seine Forderungen waren nie so hoch gespannt, diese Wirklichkeit übertraf seine Phantasie, Robert war ganz im Anschauen Rebecca's versunken.

Doch nun wurde Robert aus seinen stillen und seligen Beobachtungen herausgerissen, ein Gespräch ward angeknüpft und der Graf natürlich mit hinein verflochten. Nie in seinem Leben war Robert zerstreuter als heute Abend, er beantwortete fast alle an ihn gerichteten Fragen, wenn nicht verkehrt, doch wenigstens sehr unvollständig; nur die Fragen Rebecca's beantwortete er mit einer Redseligkeit, mit einer Klarheit, welche seine darauf folgende Zerstreutheit nur um so mehr in ein grelleres Licht setzte.

Robert selbst bemerkte seine Zerstreutheit, und um nicht in den Augen seiner Angebeten lächerlich zu erscheinen, mahnte er selbst zuerst zum Aufbruch; da es aber noch früh war, so blieb Myrow noch bei Jussuf und Robert entfernte sich allein, nachdem ihn von Jussufs und dessen Tochter Seite Einladungen ergangen waren, recht bald wiederzukommen, was Robert auch versprach. Unter herzlichem Abschiede, wie es schien, entließ man den Grafen; bald befand sich dieser auf der Straße und durchwandelte mechanisch und zwecklos mehre Straßen der großen Stadt.

Jussuf, dessen Tochter und Myrow hatten wieder ihre Plätze eingenommen und fingen nun ein Gespräch an, welches bald lebendiger wurde. Jussuf, als das Haupt dieser kleinen Versammlung, ergriff zuerst das

Wort: „Wie es scheint, haben wir unsern Grafen gefangen, ob wir ihn aber für längere Zeit fesseln können, liegt in meiner Rebecca Hand, darum wollen wir erst hören, was diese beschlossen hat.“

„Nach meiner Unterhaltung mit dem Grafen glaube ich leider annehmen zu müssen, daß Du, mein Vater, mit Deinen Befürchtungen Recht behältst, denn wenn ich am Ende die Ansichten desselben nicht ganz verdammen kann, so sind sie doch der Art, daß die Anhänger und Verbreiter solcher Ansichten in unserm Vaterlande nicht begünstigt werden, sondern eine Verbannung ist das Loos derselben. Sind nun die Anhänger solcher Ideen Ausländer, so ist eine Ausweisung aus Rußland ihr Loos; das ist am Ende für den Ausländer zu ertragen, aber was geschieht mit dem Inländer? Er wird nach Sibirien deportirt, und dies ist schlimmer als der Tod. Daher bin ich entschlossen, Deinen Plan ausführen zu helfen, wenn Du mir noch einmal versprichst, gegen den Grafen nichts zu unternehmen, was ihn ganz verderben könnte.“

„Du kennst meinen Plan, Rebecca, wir wollen den Grafen behindern, Niemanden unglücklich zu machen, und dies können wir nur dann vollbringen, wenn wir den Grafen ganz in unserer Gewalt haben. Er ist in unserer Gewalt, wenn Du uns Deine Hülfe zusagst.“

„Wenn ich Dir nun auch bereitwillig folge, so sehe ich noch immer nicht ein, wie ich des Grafen Vertrauen in dem Grade mir aneignen soll, daß ich Gelegenheit finde, ihm eines oder das andere seiner Papiere, wodurch seine Absichten bewiesen werden könnten, unbemerkt zu entführen.“

„Nimm zu demselben Mittel Deine Zuflucht, welches der Graf anwendet, sein Ziel zu erreichen, heuchle ihm Gefühle, die Deinem Herzen fremd sind und fremd bleiben mögen, heuchle ihm Liebe, wie er der Fürstin Liebe heuchelt; dadurch rächst Du zugleich Dein Geschlecht an dem Verführer.“

„Vater, Du wagst aber viel, Du wagst Deiner Tochter Ruhe, Deiner Tochter Unschuld, Deiner geehrten Rebecca guten Ruf.“

Myrow, welcher bis jetzt geschwiegen, ergriff diese Gelegenheit, um Rebecca von seiner grenzenlosen Liebe zu ihr zu überzeugen: „Mein Freund Jussuf wagt nicht zu viel, denn Rebecca, der Stolz unseres Volkes, steht zu hoch, zu erhaben, als daß sie einem Verräther unseres Glaubens zum Opfer fallen sollte; ja, und wäre selbst dies der Fall, so bin ich der Mann, der das unglückliche Kind seines Freundes tröstend aufrichten und es wieder zu Ehren bringen würde. Myrow ist über die Vorurtheile der Welt hinaus —“

„Und hoffentlich auch über die Liebe,“ fiel Rebecca hier ein, indem sie dem Sprecher einen ernsten, vernichtenden Blick zuwarf, „wenigstens glaubt Rebecca nicht, daß sie eine solche Liebe erwidern könne.“ Während sie auf ihren Vater einen fragenden Blick heftete, fuhr sie fort: „Meine Hülfe habe ich zugesagt aus Menschlichkeit, ich will nicht, daß der Graf Unglück über Familien bringe, welchen er vielleicht Dankbarkeit zollen sollte, aber noch weniger werde ich mit meinen Herzensangelegenheiten ein Geschäft treiben lassen, obschon es mir vorkommt, als sei ein Wechsel auf mich ausgestellt, doch Rebecca acceptirt in dieser Beziehung nur ihre eigene Schrift, die Schrift ihres Herzens. — Den Gast meines Vaters für meine Offenheit um Entschuldigung bittend, nehme ich mir zugleich die Freiheit, mich zu entfernen und wünsche gute Nacht.“

Ehe noch die beiden Männer sich von dem Erstaunen über Rebecca's äußerst bestimmte Sprache erholt hatten, war diese durch eine Seitenthür, welche nach ihrem Zimmer führte, verschwunden.

„Habt Ihr gehört, Myrow, war das die Sprache meines sanften Kindes? Myrow, ich fürchte, meine Tochter fällt dem Grafen zum Opfer und ist für Euch verloren.“

„Und ich hoffe dadurch an's Ziel meiner Wünsche zu

kommen, denn wenn sie dem Grafen verfällt, so ist sie doppelt geschändet, geschändet an ihrer Reinheit, geschändet an ihrem Glauben, ihr Stolz wird sich dann beugen, sie wird mir willig ihre Hand reichen."

„Myrow, Ihr seid ein guter Rechner, aber könnten wir uns dies Mal nicht verrechnen?"

„Nein, wenn Ihr Eurer Tochter nicht zu viel versprochen habt, — der Graf muß unschädlich gemacht werden, aber so, daß er auch uns nicht mehr schaden kann. Lassen wir ihn aber aus Rußland entkommen, dann kann er uns immer noch gefährlich werden."

„Meiner Tochter habe ich allerdings das Versprechen gegeben, dem Grafen nicht an seiner persönlichen Freiheit zu schaden, doch brauche ich dies Versprechen nicht zu halten, gegeben habe ich es, damit Rebecca sich uns verbinden solle, dies ist geschehen, das Uebrige machen wir unter uns aus."

„Habt Ihr schon einen Plan ersonnen, wie Rebecca in den Besitz der Papiere des Grafen gelangt, welche wir zu unserm Zweck bedürfen?"

„Alles habe ich schon ausgedacht, der Graf muß in unsere Hände fallen, denn meiner Rebecca kann er nicht widerstehen. Doch der Graf ist auch für meine Tochter gefährlich, wenn meine Tochter ihm nur widersteht. — Aber wenn Rebecca auch fallen sollte, so fällt sie um

einen hohen Preis und Ihr nehmt sie auch dann noch, denn Euch kümmert das Vorurtheil der Menge nicht."

„Ich gab Euch mein Wort und meine Unterschrift, Myrow hält, was er verspricht. Rebecca wird mein Weib, ich führe sie heim, sei es auch als eine gefallene Schöne."

„So ist unser Handel richtig. Wir theilen uns den Gewinn, Ihr bekommt meine Tochter und der Graf geht nach Sibirien. Aber Vorsicht bei allen unsern Handlungen, wenn Rebecca von unserer Absicht etwas gewahr würde, so wäre unser Plan zerstört, also nie mehr in ihrer Gegenwart davon gesprochen."

„Myrow ist schlau, Myrow wird nichts verrathen. Wir haben Beide einerlei Interessen, nur daß ich noch mehr Lohn als Ihr zu erwarten habe. Die schöne Jüdin wird des Myrow's Weib, alter Jussuf, dieser Gedanke könnte mich wahnwitzig machen, kaum kann ich diese Zeit erwarten."

„Wenn nur diese Zeit wirklich heranrückt, es ist mir immer, als sollte ich meine Rebecca verlieren."

„Alter Jussuf, schwatzt nicht in den Tag hinein. Eure Tochter bleibt Euch unverloren, Myrow führt sie Euch wieder in die Arme, Myrow bringt sie wieder zu Ehren, wenn sie fallen sollte."

„Nun, so will ich es wagen, ich will sie dem Ver-

derben entgegen senden, Ihr mögt sie Euch aus dem Rachen der Verführung holen, Euer Wunsch sei Euch gewähret."

„Jetzt erst bin ich gewiß, daß Ihr mir Eure Tochter nicht versagt, jetzt begrüße ich Euch als Vater. Dennoch werde ich mein Glück verschweigen und diesen Namen Euch erst an dem Tage wieder hören lassen, an welchem Rebecca in mein Haus einzieht."

„Möchte dieser Tag bald erscheinen, damit ich über das Schicksal meiner Tochter beruhigt werde, denn bevor dieser Tag nicht anbricht, habe ich keine ruhige Stunde mehr. — Um aber nicht meiner Tochter Aufmerksamkeit auf unsere Zusammenkünfte zu lenken, schlage ich vor, daß wir uns trennen, denn wenn das Mißtrauen meiner Rebecca gegen unsere Absichten erwacht, haben wir sie auch als Bundesmitglied verloren, wir haben Beide Ursache, dies nicht zu wünschen, darum ist es besser, Ihr begebt Euch jetzt nach Hause und bringt mir morgen neue Nachricht, oder holt euch welche von mir."

Die beiden Freunde, Roberts gefährlichste Feinde, trennten sich jetzt, Myrow eilte, nachdem er seinem Freunde gute Nacht gewünscht, aus dem Hause desselben und bald langte er in seiner eigenen Wohnung an.

Jussuf ging in sein Kämmerlein und überdachte sich noch ein Mal den ganzen Plan, er scheute sich nicht,

die Tochter, sein theures Kind, dem Christen preiszugeben, wenn ihm dieses Opfer nur einträglich war; die einzige Furcht, welche er hegte, war die, daß seine Tochter am Ende Myrow nicht als Gatten annehmen möchte und dann war allerdings guter Rath theuer. Doch er tröstete sich damit, daß, wenn Rebecca zum Opfer fiel, sie gewiß alles aufbieten würde, ihre Ehre zu retten und dann sich auch bequemen würde, seinem Freunde die Hand zu reichen; ginge sie rein aus dem Kampfe hervor, so war es ja nicht nöthig, daß sie Myrows Gattin wurde, und er behielt seine Tochter dann rein an Tugend, rein im Glauben.

Freilich hinterging er in diesem Augenblicke seinen Freund, aber ein Mann, der die Unschuld seiner Tochter verkauft, wird gewiß auch die Freundschaft verhandeln und Myrow, sein Freund, war auch einer von denen, welche mit allen Gefühlen Handel trieben.

Am meisten Gewissensscrupel erregte dies Unternehmen gegen den Grafen in Rebecca's Innern, sie hatte dem Vater ihr Wort gegeben, ihm beizustehen, dennoch hielt sie diese Zusage für ein großes Unrecht von ihrer Seite, denn sie betrog den Grafen, indem sie diesem nach des Vaters Willen Zuneigung heucheln sollte. Nahm sie ihr Versprechen zurück, so war es leicht möglich, daß der Graf Anhänger unter den höhern russischen Familien

für seine Pläne fand und beim leisesten Verdacht der Regierung wären dann vielleicht Unschuldige dem traurigen Loos einer Verbannung verfallen.

Sie rieth hin und her, aber immer kam sie darauf zurück, daß es wohl am besten sei, wenn sie dem Grafen die Papiere entfremdete und ihn dadurch zur Abreise aus Rußland, wie es ihr Vater ihr vorgestellt, bewegen könnte, dadurch ward alles Unglück vermieden und die Heuchelei, welche sie anwandte, um in den Besitz jener Papiere zu gelangen, würde ihr der Himmel schon verzeihen, denn dadurch wurde unberechnenbares Unglück verhütet.

Nach mancherlei Betrachtungen, deren Endpunkt immer derselbe war, schlief auch endlich die schöne Jüdin ein; noch im Traume erschien ihr Robert, aber nicht als Verräther, nein, als ein treuer Freund, als ein wahr Liebender. — Es war ein Traum. —

XIV.

In den wenig belebten Straßen Moskaus wanderte langsam ein Mann dahin. Eingehüllt in einen großen Pelz schien er die unfreundliche Witterung nicht zu be-

merken, welche die Einwohner der Stadt in ihren Wohnungen fesselte; schon hatte derselbe einige Straßen zum zweiten Male durchschritten und dennoch setzte er seine Wanderung fort, fast schien es, als verfolge der Vermummte kein Ziel.

Daß unsere freundlichen Leser in dem Wandernden Robert erkennen, bedarf wol von unserer Seite keines Winkes, dennoch führen wir selbst den zwecklos umher Irrenden als den Grafen vor, damit durchaus kein Irrthum stattfindet.

Seit dem Augenblicke, als Robert des Juden Jussuf Haus verließ, wanderte er planlos durch die mitunter sehr spärlich erleuchteten Straßen der Stadt; er bemerkte kaum, daß das Wetter zu einem mehrstündigen Spaziergange nicht besonders geeignet und daß er der einzige Spaziergänger sei.

Ueberhaupt schien alles um ihn todt, nur in seinem Innern war Leben, Rebecca war die Triebkraft seines Innern, sie war die Seele, welche Robert belebte. Nur an sie denkend, war die Außenwelt für ihn nicht vorhanden, wer weiß, wie lange er noch seine Wanderung fortgesetzt haben würde, hätte ihn nicht die Stimme eines Frauenzimmers aus seinen Betrachtungen geweckt.

Fast erschrack Robert, als er sich beim Namen rufen hörte, doch bald erkannte er die ihn Anredende, es war

die niedliche Zofe der Fürstin Z. Die Stunde, um welche Robert zu kommen pflegte, war vorüber, er, sonst so pünktlich, ließ heute auf sich warten. Die Zofe der Fürstin stand Wache, schon hatte sie ein Mal die vermummte Gestalt vorübergehen sehen, doch in derselben den Grafen nicht vermuthet, da die Gestalt an dem Palast der Fürstin vorbeischritt, ohne nur denselben anzublicken.

Nach einer langen Zeit kam die Gestalt langsam wieder näher, die Zofe, um sich zu überzeugen, ob dieselbe der Graf sei, schlich ihr leise nach, aber sie konnte nichts entdecken. Da beschloß die Zofe den Vermummten beim Namen des Grafen zu rufen, und dies Mittel half, der Graf erwachte dadurch gleich einem Nachtwandler aus seiner Lethargie und vermochte kaum dem niedlichen Mädchen zu antworten auf die von ihr lächelnd hingeworfene Frage: „Finden Sie heute nicht ohne Führerin den Palast der Fürstin?"

Nach einer kleinen Pause, in welcher sich Robert erst besinnen mußte, wo und wie er hierher gekommen sei, entgegnete er der Zofe: „Beinahe scheint es, als hätte ich heute den Palast nicht gefunden." Diese Antwort war eine sehr richtige, denn Robert hätte heute die Fürstin nicht besucht, wenn ihn die Zofe nicht getroffen.

„Dann werde ich Sie meiner Herrin zuführen, da-

mit Sie nicht länger suchen müssen.“ Die Kleine ergriff des Grafen Hand und zog ihn nach dem Palaste der Fürstin, Robert ließ es geschehen, er folgte mechanisch.

Als Robert und dessen Führerin in dem Palast angelangt waren, brachte ihn die Zofe auf dem gewöhnlichen Wege in der Fürstin Zimmer, — die Fürstin hatte sehnsüchtig ihres Freundes gewartet. Sie hörte das Geräusch der Kommenden und war glücklich, nicht vergebens gewartet zu haben.

Ruhig blieb die Fürstin auf der schwellenden Ottomane liegen und wenn Roberts Geist nicht noch zu sehr mit Rebecca, der schönen Jüdin, beschäftigt gewesen wäre, so hätte er der Fürstin zu Füßen sinken müssen, denn diese hatte Toilette gemacht und eine Stellung eingenommen, welche geeignet waren, einen Mann von noch festern Grundsätzen wankend zu machen.

Ein schönes Weib war die Fürstin zu nennen, Robert wurde vielfach beneidet, dennoch war er in seinem Verhältniß zur Fürstin nicht glücklich. Die Fürstin kannte nur sinnliche Liebe, jene edlere Liebe, welcher schon die Griechen durch Opfer huldigten, welche zugleich als Symbole der Reinheit, der Keuschheit galten, jene Liebe war der Fürstin fremd. Sie huldigte nur dem Genusse, in Roberts Brust glühten reinere, edlere Gefühle, aber sie

fanden keinen Wiederhall in der Fürstin Busen, daher wünschte auch Robert dies Verhältniß bald zu lösen, aber sein Zartgefühl ließ ihn nicht plötzlich abbrechen, er wollte nicht wehe thun.

Kaum war Robert eingetreten, so erhob sich die Fürstin aus ihrer verführerischen Lage und empfing ihn mit einem leisen Vorwurf: „Also ist mein Freund doch noch erschienen, schon glaubte ich, daß ein Unwohlsein Sie an dem Besuche hindere."

Um die Fürstin nicht zu kränken, nahm Robert zu einer Nothlüge seine Zuflucht und entgegnete: „Leicht hätte Ihre Befürchtung zur Wahrheit werden können, denn ein ziemlich bedeutendes Kopfweh hinderte mich am frühern Erscheinen; ein Spaziergang durch die Stadt hat es fast gänzlich gehoben."

„Armer, bedauernswerther Graf," sagte halb scherzend, halb ernst Paulowna, dies war der Vorname der Fürstin und die Liebenden bedienten sich des Vorrechts, sich gegenseitig ohne Titel und Prädicate zu nennen, „mögen Ihre Uebel an meiner Seite gänzlich verschwinden." Bei diesen Worten zog sie ihn sanft zu sich auf die Ottomane, Robert leistete einigen Widerstand, aber vergebens, das schöne Weib blieb Siegerin, Roberts Grundsätze wankten, er erlag der holden Verführerin.

Errang nun auch die Fürstin einen augenblicklichen

Sieg über ihre unbekannte Nebenbuhlerin, denn Roberts Zerstreutheit erregte der Fürstin Eifersucht, so konnte sie Siegerin doch nicht bleiben, denn das Ideal, welches Robert sich gedacht, hatte er gefunden, Rebecca's Besitz war sein höchster Wunsch.

Roberts Benehmen hätte aber auch einem Frauenzimmer auffallen müssen, welche weniger bekannt mit den Symptomen der Liebe gewesen, denn die Zerstreutheit desselben war in jedem Worte, in jeder Miene bemerkbar; bald ließ Robert jede Liebkosung Paulowna's kalt vorübergehen, bald drückte er das schöne Weib mit fast unheimlicher Gluth an sich, bald sann er über etwas nach und beachtete kaum Paulowna's Fragen.

Lange betrachtete sie aufmerksam ihren Freund, sie ahnte, daß eine Nebenbuhlerin sie verdrängen wollte, wer konnte diese sein? Wiederum saß Robert in Gedanken versunken an ihrer Seite, da konnte die Fürstin nicht länger schweigen, mit Thränen in den schönen Augen hing sie sich an Roberts Hals und lispelte wehmüthig: „Lieben Sie noch Ihre Paulowna?"

Diese Frage überraschte den Grafen so stark, daß er zitterte, er hatte sie in diesem Augenblick nicht erwartet, kaum vermochte er eine Antwort zu finden; er erholte sich, dann entgegnete er, die Fürstin an sich ziehend: „Wie kommt meine geliebte Paulowna auf eine solche

Frage? Noch liebe ich Sie ebenso heiß, als am ersten Tag.“

„Noch lieben Sie mich —“ unterbrach ihn die Fürstin, „ob Sie mich aber ferner lieben werden, dies ist eine Schicksalsfrage, ich befürchte fast, daß die Liebe meines Roberts ihre Endschaft erreicht hat, ich werde verdrängt durch eine neue Bekanntschaft. Doch wie konnte ich auch auf Beständigkeit zählen, auf Beständigkeit bei einem Manne, dessen Vaterland Frankreich ist, aber leicht glaubt des Weibes Herz, was es so sehnlich wünscht.“ Ein Strom von Thränen begleiteten diese Worte, die Fürstin schien untröstlich.

Robert bot Alles auf, die Weinende zu beschwichtigen, er drückte sie mit heißer Inbrunst an sein Herz, er fühlte der Armen Schmerz und dennoch konnte, mochte er sich nicht durch Schwüre ihr verbinden, denn Rebecca's reines Bild schwebte ihm auch in diesem Augenblick vor, er hatte sich gelobt, Alles aufzubieten, um Rebecca zu erringen, daher durfte er durch Schwüre dieses Verhältniß nicht noch mehr befestigen, welches er unter allen Umständen zu lösen gedachte, weil es seinen idealen Ansichten von Liebe nicht entsprach.

Nach und nach wurde Robert feuriger, er küßte die Thränen der schönen Fürstin von ihren Wangen, er flü-

sterte ihr zu: „Noch immer liebe ich Sie, theure Paulowna, denn Sie haben sich ja mir geopfert.“

„Nein, Robert,“ entgegnete unter Thränen die Fürstin, „nicht diese Sprache, die Liebe kennt keine Opfer, ich liebe Sie, weil mein Inneres mich dazu treibt.“

Eine solche Sprache hatte Robert noch nicht von der Fürstin vernommen, dies war die Sprache des Herzens, so dachte er sich das liebende Weib; feuriger umschlang er seine Freundin. „Die Liebe kennt keine Opfer, wo wäre aber auch ein solches zu finden, das wahre Liebe nicht brächte? Ja, Paulowna, so äußert sich reine Liebe, in dem höchsten Opfer erkennt sie nur ihre Pflicht. Darum ist auch die Liebe das höchste Gut der Menschen, denn wahre Liebe ist unveräußerlich, wahre Liebe überdauert das Weltall. Wenn Erde und Himmel vergehen, so wird die Liebe fortdauern, gleich der unsterblichen Seele, die Liebe ist die Seele des Menschen, daher muß sie unendlich sein, darum trennt auch Liebende nicht Raum, nicht Zeit. Ja, wenn auch die Welten zusammensinken, aus dem Chaos der versunkenen Welten wird sich die Liebe erheben und eine neue, eine schöne Welt wird sich gestalten, denn das erste Element wird Liebe sein. Ja, wenn dann unsere Seelen sich wiederfinden, dann wird es für uns einen Augenblick geben, um den

uns Götter beneiden, denn Rebecca wird mit Robert eine Seele, ein Ich, ein Wesen sein."

Paulowna verschlang fast mit Blicken des feurigen Redners Worte, doch als Robert den Namen Rebecca nannte, wo sie den ihrigen erwartete, ließ sie erschreckend die schönen Arme von des Sprechers Schultern gleiten, als er geendet und sie umfassen wollte, erhob sie sich stolz und sprach: „Ich, eine Fürstin, kann um Liebe betteln, aber nimmermehr mich mit Jüdinnen in die Liebe eines flatterhaften, unbeständigen Mannes theilen."

Erstaunt blickte Robert die Fürstin an, er wußte nicht wie ihm geschah, denn er hatte nicht bemerkt, daß er den Namen Rebecca, der ihn stets umschwebte, genannt, er wollte etwas entgegnen, doch die Fürstin ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Was Sie zu erwidern haben, können Sie sich ersparen, Herr Graf, denn mich würden Sie jetzt nicht mehr gläubig machen; die Seele, mit der Sie sich verschmelzen wollen, kenne ich, kennt Moskau, ich beneide Sie nicht um Ihr Glück, wol aber bedenken Sie, daß Sie eine Fürstin gekränkt haben, eine Fürstin, die mächtig genug ist, ein Judenmädchen und einen französischen Flüchtling, sei er auch Graf, zu verderben. Sie haben mich gezwungen, mich Ihnen offen zu zeigen, jetzt kennen und fürchten Sie mich."

Die Fürstin wollte sich entfernen, doch Robert vertrat ihr den Weg. „Ich habe Ihre Vorwürfe, Ihre Beleidigungen angehört, anhören müssen, die Fürstin wird daher auch einige Worte von mir anhören, von mir, dem französischen Flüchtling. Als ich die Frau Fürstin das erste Mal auf erhaltene Einladung besuchte und Ihre Lebensgeschichte erfuhr, da tauchte in mir der Gedanke auf, Ihnen ganz mit Leib und Seele anzugehören, denn Sie waren unglücklich, und wo ich Unglücklichen beistehen kann, thue ich es mit Gefahr meines eigenen Lebens. Meine Absicht war, Sie zu trösten, Sie emporzurichten, ich wurde von Ihnen nicht verstanden, oder was noch wahrscheinlicher, Sie wollten mich nicht verstehen. Statt Sie emporzurichten, sank ich selbst tiefer und tiefer, ich griff gewaltsam in die geheiligten Rechte eines Andern, doch bald erwachte ich, ich sah meine Verirrung, ich wollte zurück, doch Fesseln, ja, ich gestehe es, süße Fesseln hielten mich gefangen, aber trotzdem war mein Vorsatz gefaßt, ich sprach zu mir selbst: Zerreiß die Fesseln, welche Dich binden, sei frei. Noch hatte ich nicht den Muth, auf einmal die Fesseln zu sprengen, welche mich drückten, da kommen Sie mir selbst zu Hülfe. Ich will nicht leugnen, ein Mädchen hat diesen Vorsatz in mir schneller zur Reife gebracht, als es vielleicht außerdem geschehen wäre, doch mein Vor-

satz war gefaßt, noch ehe ich jenes Mädchen, jene Jüdin, gesehen.“

„Ja, Frau Fürstin, es ist eine Jüdin, die ich verehre, die ich anbete, aber sie verdient es, denn sie ist ein Muster für alle Stämme der Erde, glauben Sie, Frau Fürstin, nicht Sinnenrausch ist es, der mich zu ihr hintreibt, es ist die geistige Verwandtschaft unserer Seelen, hätten Sie mich verstanden, Rußland wäre vielleicht mein Vaterland geworden, doch Sie wollten mich nicht verstehen, eine Trennung war die unausbleibliche Folge dieser Disharmonie unserer Seelen. — Ich begreife Ihre Gefühle, es ist in Ihnen keine böse Absicht, Sie sind gekränkt, Ihre weibliche Eitelkeit fühlt sich verletzt, daher Ihre Aufregung; besser aber eine frühere Trennung, die wir Beide ertragen können, als eine spätere, die Eines von uns vielleicht mit dem Leben zahlen müßte. Trotz Ihrer Aufregung achte ich Sie dennoch, denn sie giebt mir den Beweis, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig gewesen, ihre Kränkungen habe ich vergessen, vergeben, Ihr Herz weiß nichts von dem, was augenblickliche Leidenschaft Sie thun hieß. Aus diesem Grunde wünschte ich, daß wir stets in freundschaftlichem Verhältniß blieben; glauben Sie nicht, Frau Fürstin, daß unser strafbares Verhältniß verborgen geblieben ist, Moskau kennt es, durch welchen Zufall weiß ich nicht.

Würden Sie also auf einmal mit mir brechen, so gäben Sie sich selbst eine Blöße, denn man würde sich zuflüstern, die Fürstin von Z. hat der schönen Jüdin das Feld räumen müssen, ich möchte nicht, daß Ihnen je eine Kränkung widerführe, wovon ich die Ursache sei. — Nun, nachdem auch ich mich theilweise ausgesprochen, nun erwarte ich Ihren Ausspruch, dem ich mich gern und willig füge; wollen Sie unser Verhältniß mit einem Stadtgespräch enden sehen, so entfernen Sie sich, ohne mir ein Wort zu gönnen, Ihre Zofe wird mich dann aus Ihrem Palast führen, wünschen Sie aber noch länger ein freundschaftliches Verhältniß, so stehe ich gern zu Diensten." Hier endete Robert und sah der Fürstin in die schönen Augen.

Mit richtigem Tact hatte Robert der Fürstin Aufregung beurtheilt, denn nur gekränkte Eitelkeit sprach aus der Fürstin Worten, sie sah sich durch eine Jüdin verdrängt, war es auch Rebecca, das Mädchen, mit welchem kein Weib der ganzen Erde in die Schranken treten konnte, es war immer eine Jüdin, welche ihr den Rang streitig machte.

Nachdem Robert geendet und eine kleine Pause eingetreten war, entgegnete wehmüthig die Fürstin: „Meine Absicht war es nicht, Sie zu kränken, doch meine Aufregung eilte mit dem Verstand davon. Wol sehe ich es

ein, daß unser Verhältniß nicht für eine Ewigkeit geknüpft worden war, dennoch überraschte es mich, es schon so schnell gelöst zu sehen. Daß Sie aber selbst nach einer unzarten Behandlung, welche Sie, Herr Graf, von mir erduldet haben, dennoch zuerst die Hand zur Versöhnung reichen, ist mir ein sicherer Beweis, daß Sie darin keine Beleidigung gesucht haben, ist mir ein Beweis, daß Sie mein Herz besser kennen und mir eine augenblickliche Aufregung vergeben werden. Sie sind ein Idealist, ich bin Ihrem Ideengang zu folgen nicht im Stande gewesen, trotzdem aber geben Sie mir durch Ihr ehrenhaftes Benehmen den Beweis, daß Sie mir einen hohen Grad von Achtung nicht versagen, und obschon mir bis jetzt das Urtheil der Männer ziemlich gleichgültig war, so fühle ich mich dennoch durch Ihr Urtheil geschmeichelt. Leider habe ich auch noch wenig Männer kennen gelernt, meinen Gemahl nicht ausgenommen, denen ich Achtung zu zollen nöthig gehabt hätte. Um so lieber ist es mir, daß wir uns in der Stunde der Trennung noch einmal verständigt haben." Mit zitternder und von zurückgehaltenen Thränen fast erstickter Stimme fügte sie hinzu: „Da es nun einmal nicht anders sein kann und unser Verhältniß zu Ende ist, so wünsche ich Ihnen als Freundin mit aufrichtigem Herzen in Ihrem neuen Liebesverhältnisse die Erreichung Ihrer

höchsten Wünsche, wage aber auch die Bitte um ein ferneres Fortbestehen des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns. — Nun leben Sie wohl, Ihr Besuch wird mir zu jeder Stunde angenehm sein."

Ohne des Grafen Antwort abzuwarten, stürzte die Fürstin in das Nebenzimmer: sie wollte dem Grafen ihre Thränen verbergen.

Träumend stand Robert da, er wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte, hätte die Fürstin ernstlich versucht, den Grafen noch ein Mal zu fesseln, es wäre ihr wahrscheinlich gelungen, denn Roberts Herz wollte fast vor Wehmuth zerspringen, als er der Fürstin Schmerz sah. —

Endlich ermannte er sich und murmelte vor sich hin: „Ein Mal mußte es doch geschehen, auch mir wird es schwer, diese Zimmer zu verlassen, wo ich selige Stunden genoß — freilich getrübt durch nüchterne Betrachtung. Nun, es ist geschehen, jetzt bin ich frei." —

Er ging in das Nebenzimmer, wo sein Mantel und Hut lag, die Zofe erwartete ihn und ließ ihn hinaus in Moskaus öde Straßen, nicht ahnend, daß Robert nicht mehr wiederkehren werde.

In wenig Minuten hatte er sein Hôtel erreicht, bald lag er in den weichen Eiderdunenkissen, aber der Schlaf schien ihn zu fliehen, er dachte an Rebecca, er dachte

an die Fürstin. Er wollte nicht mehr denken, doch je mehr er sich bestrebte, nichts zu denken, desto verworrener kamen ihm die Gedanken, erst gegen Morgen schlief er ein, aber sein Schlummer ward gestört durch mancherlei Träume, seine Phantasie war zu sehr erregt.

Aber nicht Robert allein fand die ersehnte Ruhe nicht, die Fürstin warf sich auch schlaflos auf ihrem Lager umher, manche Thräne entfloß ihren schönen Augen, doch vergebens, Robert war für sie verloren, ohne einen Kampf zu wagen, überließ sie ihrer Nebenbuhlerin den theuren Freund, sie fand darin eine Genugthuung, daß sie zu sich sagen konnte: „Du standest seinem Glücke nicht im Wege, mag er in ihrer Nähe das Glück finden, welches er vergebens bei Dir suchte."

Ende des ersten Bandes.

Druck der Fr. Ullrich'schen Buchdruckerei in Zwickau.

Renner, Fr. Rob.

Rebecca oder die Jüdin von Moskau Roman in 2 Theilen

Bd.: 1

Zwickau (1853)